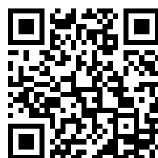


Zur Methodik

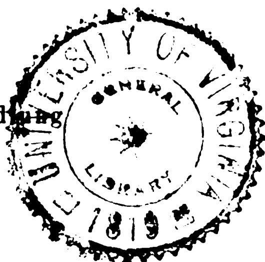
des

deutschen Unterrichts.

Von

Franz Kern,
Professor und Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin.

BERLIN.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.
1883.





Vorwort.

Der erste Teil dieses Buches hat den Zweck, die praktische Durchführung der grammatischen Ansichten, die ich in meiner Schrift „Die Deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen.“ (Berlin 1883. Nicolaische Verlags-Buchhandlung) vertreten habe, an der grammatischen Analyse einer kleinen Fabel zu zeigen. Diese Analyse beschränkt sich absichtlich auf das Allerelementarste in dem Gebiete der Lehre vom einfachen Satze; nur andeutungsweise enthält sie Einiges vom zusammengesetzten. Ich glaube nicht, daß durch die Vermeidung der von mir bekämpften und Anwendung der von mir empfohlenen grammatischen Anschauungen den Schülern größere Schwierigkeiten erwachsen sind; ich bin vielmehr vom Gegenteil überzeugt. Um zu zeigen, daß die Behandlung des Stückes nach den in den Vorbemerkungen entwickelten grammatischen Anschauungen auch für die ersten Anfänger nicht zu schwer ist, habe ich öfter die katechetische Form gewählt, ohne damit ein naturgetreues Abbild des wirklichen Unterrichtsbetriebes geben zu wollen. Hätte ich das beabsichtigt, so wäre die Darstellung von einer überaus ermüdenden, keinem Leser etwas nutzenden Breite nicht frei zu halten gewesen. Aus demselben Grunde habe ich eben die katechetische Form überhaupt oft genug verlassen und die zusammenhängende Lehre gegeben. Ausdrücklich muß ich mich noch dagegen verwahren, daß ich es etwa für didaktisch richtig hielte, das gewählte Lesestück genau in der dargestellten Weise mit Schülern zu behandeln. Davon kann nach meiner Meinung auch nicht von fern die Rede sein. Es steht zwar (von den Anmerkungen abgesehen) nichts in der Analyse, was nicht bei einer grammatischen Durchnahme mit Fug und Recht gelehrt werden könnte; aber es

wäre sehr unverständig, wenn jemand das bei den gegebenen Gelegenheiten Behandelte alles mit den Schülern erörtern wollte; ich habe geglaubt es hier thun zu müssen, weil ich eben wenigstens das Notwendigste von der Lehre vom einfachen Satze zur Anschauung bringen wollte. So wäre es, angenommen dieses Lesestück sei das zuerst mit Schülern syntaktisch behandelte, ein schwerer Mißgriff, gleich ihnen das Wesen des Prädikatsaccusativs klar machen zu wollen. Würde in solchem Fall dieser grammatische Terminus überhaupt hier genannt (was ich gar nicht einmal für nötig halte), so bliebe doch sicherlich eine Erörterung darüber späterer Zeit vorbehalten.

Im allgemeinen wird wohl die Satzlehre in unseren Gymnasien mit zu jungen Schülern behandelt. Daß Sextaner die Erscheinungen des einfachen Satzes, Quintaner die des zusammengesetzten wirklich mit Klarheit und einigermaßen erschöpfend auffassen sollten, daran ist gar nicht zu denken, wenn auch die Programme dergleichen als absolvierte Pensen hinstellen. Was von propädeutischen Mitteilungen aus der Satzlehre für diese Schüler zum Zwecke der Erlernung der fremden Sprachen nötig ist, schließt sich eben besser an den Unterricht in diesen an, also besonders die klare Unterscheidung von Subjektswort und Objekt und was in ähnlicher Weise für die fremden Sprachen praktisch nützlich ist. Für die rein theoretische Belehrung aber über den Zusammenhang, in welchem die Worte des einfachen Satzes zu einander stehen, über die verschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse, scheint mir sogar die Quinta noch nicht geeignet. Es ist früh genug, wenn man derartige Dinge in Quarta behandelt und dann freilich mit ganzem Ernst behandelt. Dann würde der Übelstand verschwinden, daß man Quintaner mit schwierigen, abstrakten Dingen quält, und die Tertianer nachher doch davon sehr wenig wissen. Für Untertertia wäre der zusammengesetzte Satz ein sehr passendes grammatisches Pensum.

Was das von mir angewendete Schema*) angeht, so bin ich allerdings der Meinung, daß ein Schüler, der nicht dahin gebracht werden kann ein solches von einem Satze zu entwerfen, den Bau

*) Richtiger und anschaulicher (dem Bilde des Baumes entsprechend) wäre vielleicht das umgekehrte Schema, so daß das finite Verbum unten stände, und die verschiedenen Bestimmungen sich als Verästelungen und

des Satzes ganz gewiß nicht versteht. Entweder also muß er so weit gefördert werden, daß ihm diese schematische Darstellung keine Mühe macht (und der Lehrer kann auf diese Weise sehr schnell sich über den Stand der grammatischen Einsicht der ganzen Klasse genau orientieren), oder man gebe überhaupt den ganzen Unterricht in der deutschen Satzlehre auf. Irgend einen sogenannten praktischen Nutzen hat er ohnehin nicht, dafür freilich einen um so größeren idealen. Und von dem kann bei einem Unterricht in deutscher Satzlehre, den man Deutschen erteilt, doch hauptsächlich nur die Rede sein. Denn faßt man wirklich nur die praktischen Interessen ins Auge, so wären wohl Belehrungen und Übungen über die Präpositionen, die bald den Accusativ, bald den Dativ regieren, recht zweckmäßig, auch über die Rektion einiger Verba, über Provinzialismen und was etwa sonst noch — es ist aber gewiß nur Weniges — die mündliche und schriftliche Darstellung der Schüler von Fehlern befreien kann (so weit nicht, wie recht häufig, auch das bei Kindern gebildeter Eltern gänzlich überflüssig ist): wie aber eine Belehrung über die Abhängigkeitsverhältnisse im Satze den Schülern zur Sprachrichtigkeit und Sprachfertigkeit helfen sollte, das ist gar nicht abzusehn. Unendlich viele Deutsche, die ganz richtig und mit unaufhaltsamem Flusse stundenlang erzählen und reden, haben davon keine Ahnung.

In genau derselben Weise ist zum Behufe richtigen und raschen Denkens für die oberste Stufe eine Unterweisung in den Lehren der Logik gänzlich unfruchtbar; und doch ist es überaus wünschenswert, daß, wenn es irgend möglich ist, dort den Schülern diese praktisch unnütze Einsicht in die Operationen des Verstandes verschafft werde. Wollten wir auf den allgemein bildenden Schulen nur das lehren, dessen Inhalt sich nachher mit Sicherheit einmal in Geld, Macht, Lebensbehaglichkeit und dergleichen reale Güter umsetzen läßt, so wäre nicht nur den Gymnasien, sondern auch den Real-

Verzweigungen darstellten; doch habe ich es nicht gewählt, weil erstens in der praktischen Durchführung die Vorausberechnung des nötigen Raumes dem Schüler Schwierigkeiten machen würde, und zweitens der herkömmliche Terminus Abhängigkeit zu dem gewöhnlichen Schema besser paßt. — Daß übrigens auf der Stufe, wo der zusammengesetzte Satz eigentliches Pensum ist, das Schema vereinfacht werden muß, ist selbstverständlich.

gymnasien das Todesurteil gesprochen. Von der Materie des Gelernten verschwindet Vieles in kurzer Zeit gänzlich, ebenso geht manche erworbene Fertigkeit (in Sprachen wie in der Mathematik) in derjenigen Form, in der sie geübt war, völlig verloren: welcher Gedankeninhalt aber und welche Gedankenanregung dennoch in tiefster Seele nicht nur bleibt, sondern fortzeugend wirkt, und wie die geübte Fertigkeit fähig gemacht hat zu andern oft ganz andersartigen Verstandesübungen, das ist freilich im Einzelnen schwer, zum Teil gar nicht mehr nachweisbar, zeigt sich aber deutlich in dem Gegensatz von Gebildeten und Ungebildeten, wenn auch manche Gebildete, wie es in der Gegenwart nur zu oft geschieht, ebenso undankbar wie kurzsichtig, die gewonnene Bildung anwenden, um über ihre Grundlagen zu schmähen, worin dann die Ungebildeten ihnen von Herzen beistimmen.

So ist nun auch diejenige grammatische Bildung gerade die fruchtbarste, welche die wenigsten Konzessionen an einen etwaigen praktischen Nutzen macht, zumal dieser hier wie in der Logik doch immer ein unerreichtes Ziel bleibt, durch seine fruchtlose Erstrebung aber der klaren Einsicht in die sprachlichen Verhältnisse unsäglichen Schaden bereitet.

Der Analyse des prosaischen Lesestückes habe ich eine kurze Übersicht der grammatischen Anschauungen, von denen ich mich dabei habe leiten lassen, deshalb voraufgeschickt, weil ich nicht von den Lesern voraussetzen durfte, daß sie von meiner oben erwähnten Schrift Kenntnis genommen haben. Die dort gegebenen wissenschaftlichen Begründungen mußten natürlich meistens wegbleiben; aber die Übersicht ist dafür auch nicht bloß eine Aufzählung der dort gewonnenen Resultate, sondern es ist auch einiges Neue hinzugekommen, so über das Objekt, über den Artikel, über die sogenannten Satzerweiterungen.

Den zusammengesetzten Satz habe ich auch diesmal in die Besprechung nicht hineingezogen; er bleibt einem Grundriß der deutschen Satzlehre, den ich nächstens zu veröffentlichen gedenke, vorbehalten.

Der zweite Teil meiner kleinen Schrift stellt dar, wie ich mir die zweckmäßige Behandlung und Auswahl von Gedichten kleineren Umfangs denke. Dramatische und größere epische Gedichte sind von der Besprechung ausgeschlossen.

Anlaß zu dieser Erörterung haben mir besonders neuere Erscheinungen der didaktischen Litteratur gegeben, in welchen beides, Auswahl wie Behandlung solcher Stücke, mir in hohem Grade bedenklich vorkam.

Während ich mich in dem ersten, dem grammatischen Teil, auf die Bedürfnisse der untern Klassen beschränkt habe, bin ich in diesem zweiten auf Behandlung von Gedichten auf allen Stufen eingegangen. Vielleicht urteilt der Leser, daß in der Besprechung Goethescher und Schillerscher Gedichte auch einiges Neue und hoffentlich Haltbare gegeben worden ist.

Die letzten Seiten des Buches behandeln eine Anzahl von gedankenreichen Gedichten in der Weise, daß ihre Erklärung einem geordneten Gange psychologischer Gedanken eingefügt ist. Ich meine nämlich, daß dadurch einerseits der Gedankeninhalt der Gedichte klarer und schärfer hervortritt und so der Jugend sich fester einprägt, und andrerseits wenigstens ein erheblicher Teil von psychologischen Belehrungen in einem Gewande erscheint, durch welches sie für die Jugend fesselnder erscheinen und leichteren Eingang bei ihr finden. Dieser propädeutische Unterricht in der Philosophie (wenn der Name nicht zu hoch für die Sache ist), kann von dem deutschen Unterricht kaum getrennt werden und wird nach meiner Meinung in dieser Art am besten mit ihm verbunden. Dagegen hängt die nötige Unterweisung in den Elementen der Logik mit dem deutschen Unterricht nicht mehr zusammen, als mit jedem andern. Jeder Lehrer der Prima, der dafür Interesse und Geschick hat, kann ihn erteilen, wird es aber dann am besten so machen, daß er ihn möglichst ohne Unterbrechung in etwa zehn Stunden, die um das für die Schüler Nötige zu erörtern gewiß ausreichen, seinen Schülern erteilt und dabei ein größeres Gewicht auf die Lehre von der Bildung der Begriffe aus Anschauungen und Einzelvorstellungen, auf das Verhältnis der Urteile zu einander, als auf die verschiedenen Formen der Syllogismen legt, mit deren allzu ausführlicher Behandlung man die Schüler nicht martern sollte.

Was aber von der Geschichte der Philosophie für die Jugend brauchbar ist, schließt sich am besten an Einleitungen zu platonischen Dialogen und an die Erklärung derselben an. Wünschenswert ist es jedenfalls, daß die Schüler schon auf dem Gymnasium eine Ahnung von der Entwickelung der griechischen Philosophie bis Platon erhalten.

Mit dem deutschen Unterricht aber als solchem haben dergleichen Belehrungen schwerlich etwas gemein, da sie sich weder mit der deutschen Lektüre ohne Zwang verbinden lassen, noch einen Gedankenkreis darstellen, der von den Schülern in ihren Aufsätzen behandelt werden könnte.

Berlin, im September 1883.

Franz Kern.

Grammatische Vorbemerkungen.

Grundlage jedes Satzes ist das finite Verbum,*) also Indikative, Konjunktive, Imperative. Wo ein finites Verbum (wenn auch allein) steht, ist immer ein Satz vorhanden, wie unbedeutend auch sein Gedankeninhalt sein mag. Wortverbindungen, welche des finiten Verbums ermangeln, sind keine Sätze, können aber gleichwohl durchaus verständlicher Ausdruck von Gedanken sein.

In jedem finiten Verbum ist stets zweierlei ausgedrückt: ein Zustand (Thätigkeit, Ruhe, Leiden) und etwas, woran dieser Zustand als haftend bezeichnet wird, d. h. 1. der Verbalinhalt, 2. die Verbalperson.

Der Verbalinhalt ist das Prädikat, die Verbalperson das Subjekt des Satzes. So ist zum Beispiel in dem Satze Lies das Lesen der Inhalt des Verbums und darum Prädikat, der Angeredete die Verbalperson und darum Subjekt.

Auch die sehr verkehrt als bloße Kopula bezeichnete Verbalform „ist" enthält einen Verbalinhalt (das Sein) und eine Verbalperson (die dritte, das heißt etwas vom Redenden und Angeredeten

---

*) Es ist zu bedauern, daß der von J. Grimm (Gramm. IV., 91) gemachte Vorschlag, das finite Verbum mit klarem deutschem Ausdruck als das stehende (oder herrschende), dagegen den Infinitiv als das liegende Verbum zu bezeichnen, wenig Anklang gefunden zu haben scheint. Zu dem liegenden Verbum wäre dann auch das Participium zu rechnen. Es gäbe demnach drei Arten (Modi) des stehenden Verbums: Indikative, Konjunktive, Imperative, zwei Arten des liegenden, die adjektivische, das Participium, und die substantivische, den Infinitiv.

Verschiedenes), also das für jeden Satz unerläßlich Nötige. Jeder, welcher das Wort ist ausspricht, spricht von einem Sein, das weder an ihm selber, noch am Angeredeten, sondern an einem dritten, sonst ganz Unbestimmten haftet. Der Satz ist ganz wertlos, aber nicht so sehr viel wertloser, als „man hat es", welcher Satz doch eine Subjektsbestimmung (man) und ein Objekt enthält und dazu ein Verbum, welches wohl nur sehr wenige als Kopula bezeichnen möchten.

Bestimme ich nun von „ist" die Verbalperson durch ein besonderes Wort (das Subjektswort) z. B. er oder der Knabe oder Karl (durch ich oder du es zu bestimmen ist nur darum unmöglich, weil diese Bestimmungen dem bereits im Verbum liegenden Subjekt widersprechen würden) und den Verbalinhalt, das Sein, durch fleißig, so entsteht der reichere und dadurch verständlichere Satz: der Knabe ist fleißig.

Das Subjektswort ist also zu definieren als Bestimmung der Verbalperson.*) Die gewöhnliche Definition, Subjektswort (oder Subjekt) sei das im Satze, wovon etwas ausgesagt wird, ist durchaus unbrauchbar, weil damit ein Merkmal angegeben wird, das mindestens von jedem Substantiv im Satze gilt.

Das Subjektswort steht in indikativischen und konjunktivischen Sätzen im Nominativ, in imperativischen im Vokativ. Es gibt aber auch Nominative (nicht bloß den Prädikatsnominativ), die nicht Subjektsworte sind, weil sie keine Bestimmung zu einer Verbalperson sind; Vokative dieser Art sind noch viel häufiger.

Wo der Vokativ als Subjektswort steht und ohne allen Affekt gesprochen wird, wie in dem Satz „Lies Karl", sollte man ihn nicht vom Verbum durch ein Komma trennen. Dazu ist eben so wenig Grund vorhanden, als vor dem Vokativ du oder nach dem Nominativ Karl in den Sätzen „Lies Du" und „Karl liest" ein Komma zu setzen.

Weil nun aber das finite Verbum, wenn auch in ihm zweierlei, Verbalinhalt und Verbalperson ausgedrückt wird, ein einziges Wort ist, so erscheint es, zumal für die Praxis des Unterrichts unerläßlich, es auch durch einen, seine Stellung im Satze angebenden

---

*) Daß das Subjektswort eine Bestimmung zum finiten Verbum, also von ihm abhängig ist, wird besonders dadurch klar, daß es durch einen abhängigen Satz (Nebensatz) vertreten werden kann.

Begriff zu bezeichnen. Und da nun durch die Betonung der Verbalinhalt als das Wichtigere erscheint, so ist es ohne Bedenken, das finite Verbum ohne weiteres Prädikat zu nennen; den die Verbalperson (das Subjekt) bestimmenden Nominativ sollte man freilich, wenigstens im ersten Unterricht, nicht als Subjekt, sondern stets genauer als Subjektswort bezeichnen, damit man nicht in die Lage komme, Imperativsätze und andere, die des Subjektsworts entbehren, für subjektlose Sätze zu erklären.

Als Prädikate werden im Elementarunterricht auch die sogenannten zusammengesetzten Verbalformen gelten müssen, obwohl sie in Wirklichkeit neben dem finiten Verbum noch eine oder mehrere Satzbestimmungen enthalten, weil diese den Schülern auf den unteren Stufen nicht leicht als solche zum Bewußtsein gebracht werden können.

Was die Prädikatsbestimmungen angeht, so muß durchaus an den drei sprachlich genau geschiedenen Arten festgehalten werden: Adverbium, Kasus, Kasus mit Präposition.

Es bringt die größte grammatische Verwirrung hervor und bereitet wegen der dabei unvermeidlichen Willkür ganz unnütze Verlegenheiten, wenn die Kasus mit Präpositionen bald unter die sogenannten adverbialen Bestimmungen, bald unter die Objekte gerechnet werden. Es ist im Gegenteil im Interesse der grammatischen Bildung und des anschaulichen Denkens überaus wünschenswert, daß die Schüler, so weit das noch irgend möglich ist, die Bedeutung der Präposition bis zu ihrer Grundbedeutung, die stets ein räumliches Verhältnis angibt, verfolgen lernen. Deshalb sollte man auch von deutschen Präpositionen mit dem Genetiv gar nicht reden, sondern diese adverbial gebrauchten, übrigens sehr verschiedenartigen Ausdrücke als Adverbien bezeichnen, die mit dem Genetiv verbunden werden.

Es erscheint zweckmäßig, den Begriff Objekt durchaus auf die Accusative zu beschränken, welche bei der Verwandlung ins Passiv Subjektsworte werden. Für die vom Verbum abhängigen Dative und Genetive sagt man (in Übereinstimmung mit der Bezeichnung Prädikatsnominativ) am besten und einfachsten Prädikatsdativ und Prädikatsgenetiv. Klarer ist diese Bezeichnung gewiß als entfernteres Objekt und viel kürzer als die solche Unklarheit freilich vermeidenden, aber unsäglich weitschweifigen Ausdrücke „entfernteres

Objekt im Dativ" „entfernteres Objekt im Genetiv." Sagt man aber Dativobjekt und Genetivobjekt, ohne diesen doch ein Accusativobjekt gegenüber zu stellen (wofür dann nämlich in der Regel die kurze Bezeichnung Objekt ausreichend erscheint), so gibt man stillschweigend zu, daß eigentlich dem Accusativ die Bezeichnung Objekt gebühre. Vom Genetivobjekte und nun gar vom präpositionalen Objekte zu handeln ist auch nur eine verhältnismäßig neue Erfindung, die wie so manches der Art in der Vermengung des Sprachlichen mit dem Sachlichen ihre Ursache hat.

Zu den Bestimmungen der Substantiva (den Attributen) gehören auch der sogenannte bestimmte und der sogenannte unbestimmte Artikel; jener ist ein tonloses Demonstrativum, dieser ein tonloses Zahlwort. Die beiden verschiedenartigen Bestimmungen mit demselben (übrigens nichtssagenden) Namen zu bezeichnen, mag bequem sein, ist aber verwirrend; und von den hinzugefügten unterscheidenden Merkmalen bestimmt und unbestimmt sagt das eine nicht, was es sagen sollte (bestimmend), und das andere sagt, bei Lichte besehen, überhaupt gar nichts. Da nun tonloses Demonstrativ und tonloses Zahlwort für den Gebrauch unbequem erscheinen mag, obwohl beide keine längeren Bezeichnungen sind als bestimmter Artikel und unbestimmter Artikel, so schlage ich für jenen die Bezeichnung Zeiger, für diesen die Bezeichnung Zähler vor.

In unendlich vielen Sätzen, welche im Zusammenhang eines größeren Ganzen stehen, müssen aus dem Vorhergehenden Satzbestimmungen ergänzt werden, wenn der volle Sinn erkannt werden soll, bald ein Adverbium der Zeit, bald das Subjektswort, bald ein Kasus mit Präposition. In anderen Sätzen dagegen erscheinen bald diese, bald jene Satzbestimmungen verdoppelt oder vervielfacht, bald durch Konjunktionen verbunden, bald unverbunden nebeneinander gestellt.

Diese beiden Erwägungen führen darauf, daß der grammatische Begriff zusammengezogener Satz mindestens ein sehr unnötiger ist; zu welchen sonderbaren Verwirrungen er Anlaß geben kann, habe ich (die deutsche Satzlehre S. 97 ff.) dargelegt.

Nach der ersten Erwägung ist „Cäsar kam, sah und siegte" eine Verbindung von drei Sätzen, in welcher nur im ersten das Subjektswort steht, im zweiten und dritten dasselbe aus dem ersten ohne alle Mühe ergänzt wird.

Nach der zweiten Erwägung ist der Satz: „Gold, Silber, Blei, Eisen sind Metalle“ ein Satz mit vervielfachtem Subjektswort.

Von nackten und bekleideten Sätzen zu reden ist geschmacklos, von nackten und erweiterten ist nicht viel geschmackvoller und enthält außerdem einen schiefen Gegensatz, den man in keiner Schülerarbeit dulden würde. Ja, man liest in Lehrbüchern wohl gar, daß Sätze durch Hinzutreten von Erweiterungen bekleidet werden, eine Ausdrucksweise, in welcher von einem klar anschaulichen Denken keine Spur mehr vorhanden ist. Auch die bekannten Lehren von erster, zweiter, dritter Satzerweiterung enthalten wohl meist ganz willkürliche Annahmen.*)

Denn soll ein nackter Satz so viel sein wie allereinfachster Satz, so würde allein ein nur aus dem finiten Verbum bestehender Satz, wie lies, auf diese Bezeichnung Anspruch haben, den man dann aber, da der Name nackter Satz schon für Sätze wie „der Knabe liest“ verbraucht ist, der notwendigen Unterscheidung wegen und um im Bilde zu bleiben, als einen splitternackten bezeichnen müßte. Die erste Satzbestimmung wäre das zum finiten Verbum hinzugefügte Subjektswort, zunächst allein, dann mit allen seinen Attributen; denn auch durch das vollbestimmte Subjekt kommt nur die im finiten Verbum bereits angedeutete Substanz zum klarsten Ausdruck, keine neue. Weiterhin könnte man dann zweifeln, ob adverbiale Zeitbestimmungen oder Prädikatsnominative dem durch das Subjektswort bestimmten finiten Verbum näher stehen. Das Zeitadverbium nämlich drückt nur klarer die bereits in der Verbalform angedeutete Zeit aus, und der Prädikatsnominativ bezeichnet etwas entweder mit dem Subjektswort völlig Identisches oder etwas durch den eigentümlichen Verbalinhalt (z. B. werden) nur in gewissen Eigenschaften Modifiziertes. Etwas ferner liegende Bestimmungen sind Adverbia des Ortes und der Weise, welche beide im Verbalbegriff noch nicht angedeutet sind, aber auch nicht die Vorstellung einer neuen Substanz bringen. In letzter Reihe kämen die Bestimmungen, welche die Substanz, die durch das Subjekt oder genauer durch das Subjektswort ausgedrückt ist, in ein Verhältnis

*) Uebrigens besagt der Ausdruck Satzerweiterung gar nichts als Satzverlängerung; denn durch hinzugefügte Bestimmungen wird der Inhalt des Satzes natürlich nicht erweitert, sondern verengert und dadurch bereichert.

zu anderen Substanzen bringen, also zunächst das Objekt, das, weil es in passiver Konstruktion zum Subjektswort wird, in viel engerer Beziehung zum Verbalinhalt steht, als die folgenden; dann Prädikatsdative und Prädikatsgenetive, endlich die mit Hilfe einer Präposition dem Prädikate hinzugefügten Kasus, zu denen natürlich auch die Infinitive mit zu gehören.

Ich glaube nicht, daß diese dargelegte Reihenfolge und Rangordnung von Satzbestimmungen (durch die natürlich der ursprüngliche Inhalt des Satzes mehr und mehr verengert, niemals erweitert wird) den gewöhnlichen, übrigens unter sich oft sehr verschiedenen Theorieen über die sogenannten Satzerweiterungen entspricht; sie ist aber die einzige, die ich nach rein grammatischen Erwägungen habe finden können, von der ich aber durchaus nicht meine, daß Schüler, welche den Bau des Satzes erst kennen lernen, damit behelligt werden sollen. Es genügt vollkommen, wenn diese Schüler ein klares Bewußtsein davon haben, welche verschiedenen Arten von Satzbestimmungen es gibt und in jedem Falle genau angeben können, wozu die einzelne Satzbestimmung gehört.

Satzbestimmungen (Appositionen, Infinitive mit zu und dergl.) verkürzte Sätze zu nennen ist völlig unrichtig.*)

Die Bezeichnung Hilfszeitwörter ist zwecklos. Wer sie für nötig hält, sollte sie durchaus auf die drei Verba sein, haben und werden beschränken, weil diese gebraucht werden, um andere Verba durch zu konjugieren. Doch wird es in der Praxis stets viel nötiger sein und vollkommen ausreichen, sie im Gegensatz zu den Infinitiven und Participien in den sogenannten zusammengesetzten Verbalformen als finite Verba zu bezeichnen. In der Wortverbindung „er wird

*) In einer in diesem Jahre erschienenen Abhandlung über den Unterricht in der deutschen Grammatik lese ich: „Der Nebensatz heißt verkürzt, wenn ihm außer dem ihn mit dem Hauptsatze verbindenden Worte das Subjekt fehlt und das Verbum in den Infinitiv mit zu oder das Participium tritt.“ — Wenn das nicht ein Messer ohne Klinge ist, an welchem der Griff fehlt, so weiß ich nicht, worauf man das spottende Wort anwenden könnte. Das Subjekt ist von vorn herein nicht da, ebenso wenig eine Verbindung mit dem Hauptsatz vorhanden, das zum Satze nötige finite Verbum wird zerstört; dennoch soll die Wortverbindung ein Nebensatz sein. Dann gibt es auch Häuser ohne Dach und Wände.

geschrieben haben" haben die sogenannten Hilfsverba wird und haben für den Satz eine sehr verschiedene Bedeutung. Für „wird" ist hier eine grammatische Bezeichnung ebenso unentbehrlich wie durchaus üblich; daß man aber hier „haben" noch durch ein besonderes Wort bezeichnet, dazu sehe ich nicht die mindeste Nötigung.

Wenn den Schülern der grammatische Begriff unpersönliches Verbum mitgeteilt wird, sollte ihnen klar gemacht werden, daß Person hier in völlig anderem Sinne verstanden wird, als wenn man von Personen des Verbums redet; denn daß ein in der dritten Person stehendes Verbum eigentlich in grammatischem Sinne nicht ein unpersönliches genannt werden dürfte, leuchtet dem unklarsten Schülerkopfe ein. So wäre es denn auch hier besser, die verwirrende Bezeichnung aufzugeben und den schon vor Jahrhunderten gemachten Vorschlag anzunehmen, nämlich diese Verba (und Verbalformen) als innominative*) zu bezeichnen. Denn daß kein Nomen als Subjektswort zu ihnen treten kann, drückt recht eigentlich ihr Wesen aus.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die gewöhnliche Definition des Satzes, er sei Ausdruck eines Gedankens durch Worte, unhaltbar, weil zu weit, ist. Sie paßt auch auf sehr viele Satzbestimmungen, sie paßt auf Wortverbindungen, die außerhalb jedes Satzes stehen. Satz ist vielmehr der sprachliche Ausdruck eines Gedankens mit Hilfe eines finiten Verbums.

---

*) Noch besser freilich wäre es, man fände dafür einen kurzen treffenden deutschen Ausdruck; leider habe ich keinen vorzuschlagen.

Grammatische Behandlung von prosaischen Lesestücken.

Die Sperlinge.

(Eine Fabel von Lessing.)

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, wurde ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. „Zu was", schrieen sie, „taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!"

Wovon ist in dem ersten Satze die Rede? Von einer Ausbesserung, einem ausgebessert werden.*) Nicht auch von einer Kirche, von Sperlingen, von Nestern? Gewiß, aber die Ausbesserung ist das Neue, was uns mitgeteilt wird (das, worauf es vor allem ankommt).

Was wurde nun ausgebessert? Eine Kirche. Solche Bestimmung des finiten (mit Personalendungen gebildeten stehenden) Verbums

*) Eigentlich zunächst nur von einem Werden. Was wurde? Eine Kirche. Wozu wurde sie, was kam aus dem Werden heraus, also was wurde sie? Ausgebessert (eine ausgebesserte). Das Wort werden bedeutet also hier gar nichts anderes als in den Sätzen: Die Blüte wird Frucht, der Knabe wird fleißig. Ausgebessert ist zu wurde eben so gut Prädikatsnominativ, wie Frucht und fleißig zu wird.

heißt Subjektswort, das finite Verbum, in welchem das Subjekt durch die Personalendung immer schon entweder ausgedrückt (bin, bist) oder angedeutet ist (ist) heißt das Prädikat des Satzes. Hier bezeichnet die Personalendung (wurde) die dritte Person, das heißt, nicht die, welche spricht, nicht die, zu der jemand spricht, sondern eine andere, von der man spricht, ohne daß sie angeredet wird oder selber redet.*) Zu der dritten Person muß in der Regel ein Subjektswort hinzugefügt werden, wenn nicht ein ganz unbedeutender Inhalt im Satze sein soll. Zu der zweiten Person im Singular, die durch die Endung ganz deutlich die angeredete Person bezeichnet, wäre die Hinzufügung des Pronomen Du nicht nötig, ist aber durchaus üblich.

Ebenso unnötig, aber üblich ist es, wie hier geschieht, das im Nominativ des Singulars stehende Wort Kirche noch durch das die Einheit bezeichnende Zahlwort zu bestimmen, wenn auf die Einheit gar kein besonderer Nachdruck gelegt werden soll. Solch unbetontes Zahlwort nennt man unbestimmten Artikel (Gelenk, Glied); mit klarerem kurzem, deutschem Wort würde man es Zähler nennen.**)

Kirche wird hier nicht nur durch eine, sondern auch durch alte bestimmt. Alle Bestimmungen zu Substantiven nennt man Attribute. Die adjektivischen Attribute, zu denen unsere beide gehören, richten sich, wenn sie, wie gewöhnlich, vorangestellt werden, im Genus, Numerus und Kasus nach dem von ihnen bestimmten Substantiv.

Ich könnte auch bestimmen: dieser Kirche, gefüllten Kirchen. Danach gibt es vier Arten adjektivischer Attribute:

---

*) Person in grammatischem Sinne ist also durchaus verschieden von Person in gewöhnlichem Sinne des Wortes. Gewöhnlich versteht man unter Person ein belebtes, vernünftiges Wesen. Die dritte grammatische Person aber umfaßt nicht nur solche Personen, sondern alles irgend Mögliche, was nicht der Redende oder der Angeredete ist. Wenn man aber von unpersönlichen Verben spricht, denkt man weder an Person in grammatischem Sinne, noch an den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes.

**) Es ist nicht zu befürchten, daß diese neue Bezeichnung Anlaß zu Verwechselung mit dem gleichlautenden arithmetischen Begriff geben könnte. Wird doch Artikel auch in mancher anderen Bedeutung gebraucht, als in grammatischer.

1) eigentliche Adjektiva (die eine Eigenschaft des Dinges bezeichnen, wie hier alte). Solche Bestimmungen wären auch „schön, klein, hölzern".

2) Zahlwörter, wie hier eine.

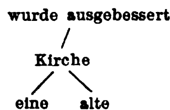
3) Participia, d. h. vom Verbalstamme abgeleitete Adjektiva, wie „erbaute, zerstörte, stehende".

4) Pronomina, wie „jene, welche". Dazu gehört auch der sogenannte bestimmte Artikel, welcher nichts anderes als ein tonloses Demonstrativ ist. Zweckmäßiger würde er Zeiger genannt. Er dient nämlich dazu, auf etwas schon Bekanntes hinzuzeigen. So müßte im zweiten Satze, wenn statt des Pronomens sie das Substantiv Kirche selber wieder gebraucht werden sollte, gesagt werden: die Kirche, nämlich diejenige, von der schon erzählt war, daß sie ausgebessert wurde.

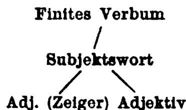
Können Substantiva noch auf andere Art bestimmt werden? Durch ein neues Substantiv, z. B. die Kirche des Städtchens, die Kirche auf dem Hügel. Auf andere Art nicht? Durch Adverbia, z. B. die Kirche dort. Es giebt also adjektivische, substantivische und adverbiale Attribute.

Das bestimmende Wort ist abhängig von dem durch dasselbe bestimmten oder wird von ihm regiert.

Die Abhängigkeit eines Wortes von einem andern bezeichnet man (graphisch, durch ein Schema) durch einen von dem regierenden Wort nach unten gezogenen Strich, an dessen Ende das regierte (oder abhängige) Wort steht:



oder ohne Worte durch bloße grammatische Bezeichnungen:



Ist nun aber in dem ganzen Satz: „eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, wurde ausgebessert", nicht noch mehr gesagt? „Welche den Sperlingen unzählige Nester gab."

Ist das etwas für sich Verständliches? Nein. Also eine bloße Bestimmung. Was wird dadurch bestimmt? Eine Kirche. Was ist es für eine Bestimmung, ein adjektivisches oder ein substantivisches Attribut? Ein Satz. Warum? Weil die Wortverbindung ein finites Verbum enthält, nämlich gab. Wer gab? Die Kirche. Aber in dem Satz steht das Wort Kirche nicht. Wodurch wird dennoch in demselben Kirche bezeichnet? Durch „welche". Also hier ist ein für das Nomen substantivum eintretendes Pronomen das Subjektswort.

Was gab nun die Kirche? Nester. Was für eine Form ist das? Accusativ des Plural von Nest. Warum nicht Nominativ? Weil ich dafür einsetzen könnte „sicheren Aufenthalt". Das finite Verbum wird also durch einen Accusativ bestimmt. Wieder die Personalendung wie vorhin in „wurde ausgebessert"? Nein, denn der Accusativ könnte ebenso gut die Form „du gabst" bestimmen. Was wird also bestimmt? Der Inhalt des Verbums, das Geben. Was wird aus diesem Accusativ bei der Verwandlung des Satzes ins Passiv? Das Subjektswort: Nester wurden den Sperlingen gegeben.

Solch ein Accusativ, der den Verbalinhalt bestimmt und bei der Verwandlung ins Passiv Subjektswort (Nominativ) wird, heißt das Objekt des Satzes.

Wem gab die Kirche die Nester? Den Sperlingen. Das ist ein Dativ. Also auch durch einen Dativ kann der Inhalt des Verbums noch weiter bestimmt werden. Er heißt Prädikats-Dativ.

Auch durch andere Kasus? Dieses Verbum nicht, aber andere Verba. Z. B. durch einen Genetiv. So das Verbum gedenken. „Wir gedenken des Freundes." Oder durch einen Kasus mit Präposition: „Wir wohnen in Berlin, auf dem Lande." Noch auf andere Art? Durch ein Adverbium: „Wir wohnen unbequem, er kam gestern."

Wie unterscheidet sich nun der Satz „welche den Sperlingen unzählige Nester gab" von dem andern, in welchen er eingefügt ist?

1) Durch die Stellung der Worte. Das finite Verbum steht am Ende.

2) Durch den mangelhaften Sinn, der auch durch noch so viele Hinzufügungen nie ein befriedigender werden kann.

Zwar hat auch ein Satz wie „der Knabe nahm" einen mangelhaften Sinn. Füge ich aber weitere Bestimmungen hinzu wie „mir

mein Buch fort“, so ist der Satz vollkommen verständlich, sobald ich nur weiß, wer der Sprechende ist, und auf welchen Knaben er durch das tonlose Demonstrativ (Zeiger) hinzeigt. Zu dem Satze aber „welche den Sperlingen unzählige Nester gab“ kann ich hinzufügen, was ich will; nie erhält ein so gebauter Satz einen befriedigenden Inhalt, z. B. „welche viele Jahre lang den munteren Sperlingen unzählige sichere Nester gab.“

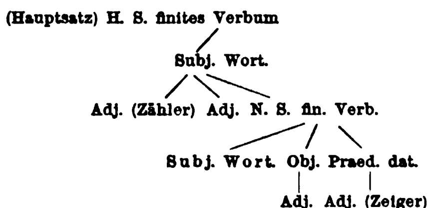
Solche Sätze nennt man Nebensätze, während die Sätze, in welchen das finite Verbum unmittelbar bei dem Subjektswort steht, Hauptsätze heißen.

Nebensätze sind also erkennbar an ihrem immer ganz ungenügenden Inhalt und an der Stellung des finiten Verbums am Ende. Sie werden entweder, wie hier, durch Relativpronomina oder durch Konjunktionen eingeleitet (weil, wenn, als).

Alle Nebensätze, mögen sie dem Hauptsatze voraufgehen (Vordersätze; ihr Hauptsatz heißt dann Nachsatz), oder ihm folgen (angefügter Satz) oder endlich, wie hier, ihm eingefügt werden, so daß sie von Teilen des Hauptsatzes umschlossen sind (Zwischensatz), haben stets den Wert von Bestimmungen des Hauptsatzes. Hier vertritt der Nebensatz ein Attribut zum Subjektswort, ein adjektivisches, wie in der Wortverbindung „eine an Nestern reiche, alte Kirche“ oder ein substantivisches „eine alte Kirche, ein willkommener Zufluchtsort für die Sperlinge“. Könnte man in dieser Umwandlung nicht mehr von den Worten des Nebensatzes beibehalten? Gewiß: „eine den Sperlingen unzählige Nester gebende alte Kirche“. Doch ist das eine sehr schwerfällige Ausdrucksweise, und außerdem ist solches Beibehalten der Worte des Nebensatzes gar nicht einmal immer möglich. Z. B. „dieser Mann, dem ich vertraue“. Hier würde man den Inhalt wiedergeben können durch: 1) Dieser von mir erprobte Mann, 2) dieser Mann, mein zuverlässiger Berater. In anderen Fällen ließe sich der Nebensatz auch in einen Genetiv oder in einen Kasus mit Präposition zu dem Worte des Hauptsatzes, welches bestimmt wird (das Bestimmungswort), verwandeln; immer jedenfalls in irgend ein Attribut. Deshalb werden solche Sätze mit Recht als Attributsätze bezeichnet, sie aber als Substantivsätze oder als Adjektivsätze (solche, welche Substantiva oder Adjektiva vertreten) zu bezeichnen ist willkürlich.

Schema des ganzen Satzgefüges.

(Hauptsatz mit Nebensatz.)



Das Wort des Nebensatzes, welches ihn mit dem Hauptsatze verbindet, wird unterstrichen.

Zweites Satzgefüge.

Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen.

Hier sind zwei stehende (finite) Verba, stand und kamen. Gehören beide zu gleichartigen Sätzen? Nein; stand gehört zu einem Nebensatz, weil es am Ende steht, kamen zum Hauptsatz, weil es unmittelbar neben dem Subjektswort steht. Wie müssen Nebensätze beschaffen sein, wenn in ihnen das stehende Verbum dicht neben dem Subjektswort stehen soll? Sie müssen keine Prädikatsbestimmungen enthalten, z. B. als er kam, weil er verreist ist.

Hier haben wir von „kamen" anzufangen, weil es als das stehende Verbum des Hauptsatzes das wichtigste Wort des ganzen Satzgefüges ist.

Wer kam? Wer waren die Kommenden? Die Sperlinge (Subjektswort). Das Subjektswort steht hier unmittelbar hinter dem stehenden Verbum, sonst in der Regel unmittelbar vor demselben. Die Stellung hinter dem Verbum nennt man die invertierte (umgekehrte) Stellung, Inversion, die Stellung vor demselben die regelmäßige, gewöhnliche, wie in dem Satze „die Sperlinge kamen wieder".

Hier findet die Inversion statt, weil dem Hauptsatz ein Vordersatz vorangeht. Wann findet sonst noch Inversion statt? Jedesmal, wenn der Hauptsatz mit einer Prädikatsbestimmung (Bestimmung des Verbalinhalts) anfängt. So: „gestern kamen die Sperlinge".

Warum sind diese beiden Fälle der Inversion nicht wesentlich von einander verschieden? Weil auch der Vordersatz nur eine Prädikatsbestimmung vertritt. Aber der Vordersatz kann ja auch das Subjektswort vertreten. Gewiß, doch kommt solcher Vordersatz bei der Inversion gar nicht in Betracht, weil eben dann der das Subjektswort vertretende Satz dem finiten Verbum voraufgeht, das Subjektswort also ihm nicht folgen kann.

Wann findet sonst noch Inversion statt? In der Satzfrage (d. h. in der Frage, auf welche man die Antwort ja oder nein erwartet). In der Bestimmungsfrage (der Frage, auf welche die Antwort irgend eine Satzbestimmung ist) nicht? Wenn nach dem Subjektswort gefragt wird, nicht (z. B. Wer hat das gethan?), wenn aber nach einer Prädikatsbestimmung gefragt wird, steht diese eben voran; es ist also kein neuer, von dem oben erwähnten verschiedener Fall (z. B. was hat er gethan? wem hast Du es gegeben? wann wird er kommen?)

Findet sonst noch Inversion statt? In volkstümlicher (dichterischer) Ausdrucksweise: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn.“

Wie (wann) kamen die Sperlinge? Sie kamen wieder, nicht zum ersten Male. In der Regel betrachtet man „wieder kommen“ als ein einziges Wort; aber gerade in den wichtigsten Sätzen, den Hauptsätzen, erscheint es in finiten Verbalformen nie so, nur in den Nebensätzen, weil in ihnen das finite Verbum am Ende stehen muß, nicht eine Bestimmung des Verbalinhalts, wie das Adverbium „wieder“ (er kommt wieder — wenn er wieder kommt). In Hauptsätzen könnte es nur in Verbindung mit einem Infinitiv oder Participium so betrachtet werden, er wird immer wieder kommen, er ist wieder gekommen. Ganz ebenso verhält es sich aber mit vielen Bestimmungen des Verbalinhalts, die doch niemand mit dem Verbum zusammen als ein Wort betrachtet (wenn er heute kommt, er wird heute kommen, er ist heute gekommen, wenn du Zeit hast, ich habe nicht Zeit gehabt).

Auch daß man Wortverbindungen wie an kommen, auf stehen, ab fallen, als ein Wort betrachtet und so schreibt, ist eigentlich nicht gerechtfertigt; denn die Präpositionen in diesen Verbindungen unterscheiden sich in ihrer Stellung zum Verbum durchaus nicht von den obigen Adverbien (wieder, heute) oder andern Bestimmungen des Verbalinhalts (Zeit); sie sind eben in diesen Verbindungen nichts anderes als Adverbien.

Gibt es denn keine mit Präpositionen zusammengesetzte Verba, die mit ihnen ein einziges Wort bilden? Viele, wie übernehmen, unterscheiden, überdenken.

Andere werden bald mit Präpositionen zusammengesetzt, bald nur durch die gleichlautenden Adverbien bestimmt. So übersetzen und über setzen. „Ich übersetze das Buch, ich setze dich über."

Woran erkennt man nun, ob in den Sätzen „ich will das Buch übersetzen" und „ich will dich über setzen" das Wort über in der gewöhnlichen Schreibung Teil eines Wortes oder bloße Bestimmung desselben ist? Ist es richtig zu sagen, wie man heute häufig hört: „ich anerkenne deinen guten Willen"? Nein; denn dann müßte man auch das Verbum selber (kennen) betonen, nicht die Silbe an, man müßte auch sagen: „er weigert sich dies zu anerkennen", wie man sagt: „er versprach das Buch zu übersetzen."

Wozu (warum) kamen die Sperlinge wieder? Ihre alten Wohnungen zu suchen. Das ist ein Infinitiv mit der Präposition zu. „Zu" drückt das Ziel (den Zweck) aus. Das Ziel kann nun ein sinnenfälliger Gegenstand sein (er geht zu Bett), kann auch eine Handlung (ein Zustand) sein (er geht zu holen, er bemüht sich der erste zu sein). Hier kommen die Sperlinge zu suchen, d. h. zur Suche, zum Suchen, zum Zweck des Suchens.

Da man nach dem Zweck nicht nur durch wozu, sondern auch durch warum fragt, drückt man sich auch häufig durch Anwendung beider Präpositionen neben einander aus (pleonastische Ausdrucksweise). So könnte es hier eben so gut heißen: sie kamen um ihre Wohnungen zu suchen.

Der Zweck wird durch „um" allein selten bei Infinitiven ausgedrückt, wohl aber bei Substantiven, z. B. sie kamen um Geld, sie arbeiten um Lohn, ihm ist es um die Ehre zu thun. Der Zweck einer Thätigkeit kann nämlich gedacht werden 1) als ein Ziel, nach welchem ich strebe, 2) als der Mittelpunkt, um welchen sich meine Bestrebungen bewegen.*)

*) Sprachlich haben also etwas Gleichartiges die drei Sätze:

1) er wandelt um das Haus;
2) er thut dies um Lohn;
3) er thut es, um sich beliebt zu machen.

In 1) ist Haus der örtliche Mittelpunkt, in 2) Lohn der geistige Mittelpunkt, in 3) Beliebtheit der geistige Mittelpunkt, um den sich sein Thun bewegt, und zugleich das Ziel, nach dem er strebt.

Was zu suchen? Ihre alten Wohnungen (suchten sie). Also vom Infinitiv hängt derselbe Kasus ab, der von dem dazu gehörigen finiten Verbum abhängt, hier der Accusativ (Objekt).

Hängt von dem Infinitiv immer derselbe Kasus ab, wie vom finiten Verbum? Dann nicht, wenn der Infinitiv als gewöhnliches Substantiv gebraucht wird (Schlagen = Schlag, Suchen = Suche). Dann hängt auch von ihm, wie von jedem Substantiv, der Genetiv ab. (Die Wohnungen suchen, aber das Suchen der Wohnungen, den Feind töten, aber das Töten des Feindes).

Wodurch besonders wird der Infinitiv zu einem gewöhnlichen Substantiv? Durch die Verbindung mit dem Zeiger (dem tonlosen Demonstrativ, dem sogenannten bestimmten Artikel). Warum gerade dadurch? Weil ich durch den Zeiger auf den Verbalinhalt (der eigentlich doch nur einen an einem Dinge haftenden Zustand bezeichnet) wie auf etwas selbständig Existierendes hinzeige.

Eine Art Substantiv aber ist der Infinitiv immer (Verbalsubstantiv), ebenso wie das Participium immer eine Art Adjektiv ist (Verbaladjektiv), von denen das Participium sogar auch dann noch, wenn es mit dem Zeiger verbunden wird, den Kasus des finiten Verbums regiert.

„Zu suchen" ist also zu betrachten als Kasus mit Präposition, wie wenn ich sage: sie kamen zum Suchen, zur Erforschung der Wohnungen.

Das zweite finite Verbum in dem Satzgefüge ist „stand". Hier ist also die Wurzel eines Satzes vorhanden. Wer stand? Sie (nämlich die Kirche). „Sie" ist also Subjektswort, hier also kein Nomen, sondern ein Pronomen. Auch der Infinitiv, auch das substantivisch gebrauchte Adjektiv kann Subjektswort sein.

Wann stand sie? Nun. Adverbium (der Zeit).

Wo stand sie? Da. Adverbium (des Ortes).

Der Verbalinhalt kann also bestimmt (eingeschränkt, verengert, niemals erweitert) werden

1) durch Adverbia;

2) durch einen Kasus, wie oben „Nester gab" „den Sperlingen gab" „Wohnungen suchen";

3) durch einen Kasus mit Präposition, wie vorhin „kamen zu suchen" und in diesem Satze „in ihrem neuen Glanze stand".

Der Inhalt der Adverbia läßt sich durch Kasus mit Präposition genauer ausdrücken.

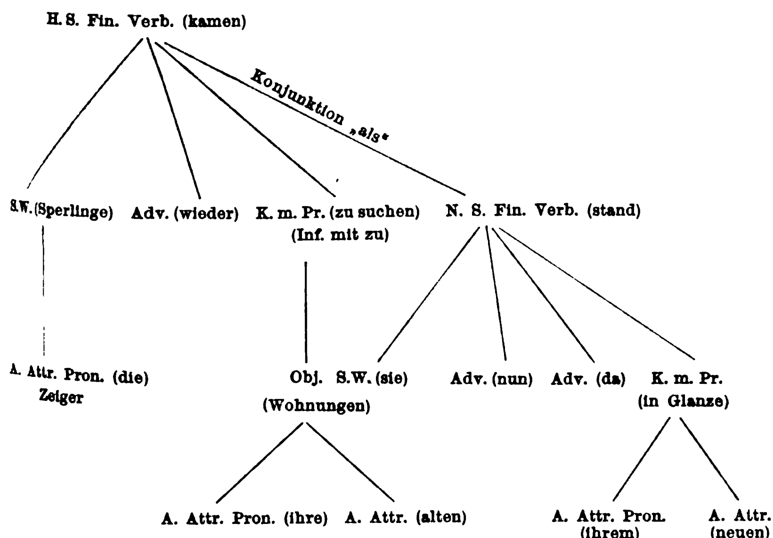
„Nun" ist etwa gleich „nach Vollendung der Ausbesserung", „Da" etwa gleich „vor ihren Augen". Entsprechend läßt sich der ungefähre Inhalt eines Kasus mit Präposition durch Adjektiva oder Adverbia bezeichnen. In ihrem neuen Glanze ist etwa gleich „neu, herrlich".

So läßt sich der Sinn des ganzen Nebensatzes: „als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand", durch eine einfache Prädikatsbestimmung wiedergeben: „nach glänzender Wiederherstellung der Kirche".

So läßt sich andererseits der Sinn des Infinitivs mit zu durch einen Nebensatz ausdrücken: weil sie suchen wollten.

Ein Satz aber ist „zu suchen" eben so wenig, wie „als sie .... stand" ein Adverbium oder ein Kasus mit Präposition ist. Zum Satz gehört immer ein stehendes Verbum, und wo ein stehendes Verbum erscheint, ist immer ein Satz vorhanden.

Schema des Satzgefüges.



Während das erste Satzgefüge reiche Bestimmungen des Subjekts (der Verbalperson) enthält und gar keine Prädikats-

bestimmungen*), so enthält dieses als Subjektsbestimmung nur ein Subjektswort mit dem Zeiger (die Sperlinge), dafür aber sehr reiche Prädikatsbestimmungen, darunter einen Infinitiv mit zu und einen mit „als“ eingeleiteten Nebensatz, welcher eine Zeitbestimmung enthält (Temporalsatz).

Was haben sonst noch Nebensätze für einen Inhalt? z. B. Raum, Bedingung, Grund, Zweck und anderes.

Dritter Satz.

„Allein sie fanden sie alle vermauert.“

Das stehende Verbum ist fanden. Wer fand, wer waren die Findenden? Sie. Was fanden sie? Sie. Also zweimal dasselbe Wort sie, aber mit sehr verschiedenem Inhalt. Das Pronomen sie vor fanden vertritt das klarere Subjektswort, das Nomen Sperlinge, das sie nach fanden das klarere Objekt Wohnungen.

Das Objekt sie**) ist noch bestimmt durch das Adjektivum alle, das hier substantivisch als Apposition zu „sie“ steht. Unter Apposition versteht man ein substantivisches Attribut in dem Kasus seines Beziehungsworts. Genus und Numerus können verschieden sein. Was ist in „dem Kolumbus, dem Entdecker Amerikas“ gleich und was verschieden? Alles ist gleich, Kasus, Numerus, Genus. Und in „mir bleibt nur diese Hoffnung, mein einziger Trost“? Kasus und Numerus gleich, Genus verschieden. In „den Persern, einem asiatischen Volksstamme“? Kasus und Genus gleich, Numerus verschieden.

---

*) Wenigstens, wenn man, wie es im ersten Unterricht wohl nötig ist, „wurde ausgebessert“ als eine Verbalform betrachtet.

**) Warum nicht das Subjektswort sie? Die Stellung entscheidet nichts. In dem Satze „sie lieben ihn alle“ bestimmt alle in der That das Subjektswort. Nur das Verständnis des Sinnes kann in dem obigen Satz die richtige grammatische Auffassung bringen. Es kommt nicht darauf an, daß alle Sperlinge die Findenden sind, sondern darauf daß alle Nester vermauert sind. So lehrt auch das Verständnis des Sinnes die richtige grammatische Konstruktion in dem dichterisch und fast zu kühn gestellten Satze in Wallensteins Lager, wo der erste Kürassier sagt: „Verbunden können sie uns nichts schaden“. Das soll bedeuten „uns, den Verbundenen“.

Endlich in „(das sind) Sperlinge, eine sehr bekannte Vogelart"? Kasus gleich, Genus und Numerus verschieden.

Ähnlich wie das Adjektiv „alle" substantivisch als Apposition zu „sie", wird in „du lieber" das Adjektiv lieber zu du hinzugefügt.

Außer der Apposition gibt es noch zwei Arten substantivischer Attribute zum Substantiv: Genetiv und Kasus mit Präposition. Da beide aber auch Verbalbestimmungen sein können, so ist sorgfältig darauf zu achten, ob sie einen Verbalinhalt oder ein Substantiv bestimmen.

Was wird durch den Genetiv bestimmt in dem Satze: „sie klagten diesen Menschen des Mordes an?" Anklagen. Warum nicht „diesen Menschen", welcher Accusativ doch unmittelbar vor dem Genetiv „des Mordes" steht? Weil die Verbindung „Mensch des Mordes" ohne Sinn ist.

Was wird durch Kasus mit Präposition bestimmt in dem Satze: „wir haben Hoffnung auf Sieg?" Hoffnung. Warum nicht das Verbum haben? Weil „auf Sieg haben" eine ganz unverständliche Verbindung, dagegen „Hoffnung auf Sieg" eine sehr verständliche ist.

Sind die substantivischen Attribute Genetiv und Kasus mit Präposition in unserem Lesestücke vorhanden? Nein, Genetive überhaupt nicht, auch nicht als Verbalbestimmung, und Kasus mit Präpositionen nur als Bestimmungen des Verbalinhalts. Welche sind das? „In ihrem neuen Glanze stand" und „kamen zu suchen." In den folgenden, noch nicht durchgenommenen Sätzen nicht? Ja „zu was taugt."

Bilde Attribute im Genetiv: „der Sieg des Königs, die Blumen des Feldes, der Tod des Verräters." Desgleichen Kasus mit Präposition zum Substantiv. „Der König von Preußen, die Reue über das Verbrechen, die Liebe zum Vaterlande."

Was für ein Satzteil ist nun aber in unserem Satze das Participium (Verbaladjektiv) „vermauert"? Ein Prädikatsaccusativ.

Um diesen Begriff zu verstehen, müssen wir uns überhaupt die Bestimmungen zum Verbum klar machen. Daß Verba durch Adverbia bestimmt werden, haben wir schon gelernt; hinzuzufügen ist nur noch, daß es außer Adverbien der Zeit und des Ortes auch Adverbia der Weise und des Grades gibt. So in den Sätzen: „sie kamen gern, es regnet sehr." Auch daß Verba durch Kasus mit Präposition bestimmt werden, ist schon bekannt, und daß zu dieser

Bestimmungsart auch Infinitive mit zu und um — zu gehören. Auch ohne — zu gehört zu derselben Art.

Schwieriger ist die Bestimmung des Verbums durch Kasus (ohne Präpositionen).

Können alle Kasus als Bestimmungen irgend eines Verbums dienen? Ja, der Nominativ in „er ist unser Beschützer," der Genetiv in „wir gedenken des Freundes," der Dativ in „folgt euren Lehrern," der Accusativ in „sie schreibt einen Brief." Dieselben Kasus bestimmen auch die entsprechenden Infinitive, welche den bloßen Verbalinhalt (ohne Verbalperson, ohne Subjekt) bezeichnen: unser Beschützer sein, des Freundes gedenken, euren Lehrern folgen, einen Brief schreiben. Aber ein Kasus fehlt doch, der Vokativ. Der ist niemals Bestimmung eines Verbalinhalts. Bestimmt er nichts im Verbum? Im Infinitiv nichts, wohl aber im finiten Verbum die Verbalperson. So in dem Satze „Komm Freund" die zweite, die angeredete Person.

Jetzt aber haben wir es nur mit den Bestimmungen des Verbalinhalts, den Prädikatsbestimmungen zu thun.

Verba, die eine Thätigkeit ausdrücken, regieren meistens den Accusativ. Dieser Accusativ heißt Objekt, die Verba selber transitive Verba. Sie haben ein durch alle Personen flektierbares Passiv: „ich frage ihn — er wird gefragt; er fragt mich — ich werde gefragt." Also was im Aktiv Objekt war, wird im Passiv Subjektswort.

Die Objekte sind teils äußere, teils innere Objekte. Äußeres Objekt ist der Gegenstand, auf den sich die Handlung richtet, der durch dieselbe häufig verändert wird: „ich nehme das Buch, ich zerschneide das Buch." Inneres Objekt ist der Gegenstand, der durch die vollendete Handlung erst hervorgebracht wird: „er baut einen Wagen, ich schreibe einen Brief." Durch das Bauen und Schreiben entsteht erst Wagen und Brief; vorher waren beide nicht vorhanden.

Auch der Infinitiv kann Objekt sein, und wenn dieser Infinitiv ein transitives Verbum ist, kann auch von ihm wieder ein Objekt abhängen: z. B. „der Tyrann will uns töten (will unsern Tod)."

Andere Verba regieren den Dativ oder Genetiv oder regieren überhaupt keinen Kasus: „ich zürne dir, ich gedenke deiner, ich wohne." Der Verba, die den Genetiv regieren, sind nur wenige; eine möglichst große Anzahl derselben ist aufzusuchen. (Daß man alle wisse und hersage, ist für den geborenen Deutschen ganz unnötig und fördert die Erkenntnis des Satzes nicht im mindesten.)

Alle diese Verba, die kein Objekt regieren, heißen intransitive. Wird von ihnen überhaupt ein Passiv gebildet, so geschieht das nur in einer Form, der dritten Person des Singular, die in diesem Falle durch kein Subjektswort, wenigstens kein Nomen bestimmt werden kann. Nur das die dritte Person gar nicht weiter bestimmende Pronomen „es" kann hinzufügt werden, aber auch nur in dem Falle, wenn das finite Verbum den Satz beginnt. So sage ich zwar: „es wird dort gelacht, es ist gestern deiner gedacht worden, es wird dir geholfen werden;" fange ich aber den Satz mit einer Prädikatsbestimmung an, so verschwindet das „es:" „dort wird gelacht, gestern ist deiner gedacht worden, dir wird geholfen werden."

Solche Konstruktionen nennt man unpersönliche, auch subjektslose, doch mit Unrecht. Es sind vielmehr Sätze ohne Subjektswort; das Subjekt ist hier wohl ausgedrückt, aber nur durch die Verbalendung, die dritte Person.

Dergleichen Sätze giebt es auch im Aktiv: „mich friert, mich hungert," und bedenkt man, daß ein hinzugefügtes „es" gar nichts Neues für die Vorstellung bringt, kann man dahin auch rechnen: es blitzt, es regnet und ähnliche. Weil zu ihnen kein Nomen als Subjektswort hinzutreten kann, sollte man Verba dieser Art innominative nennen, nicht unpersönliche (impersonale).

Zu den intransitiven Verben gehören nun auch einige wenige, aber ungemein wichtige, sehr häufig vorkommende Verba, welche den Nominativ regieren. Es sind die Verba: sein, werden, bleiben, scheinen, heißen. Dieser den Verbalinhalt bestimmende Nominativ heißt im Unterschied von dem gleichfalls im Nominativ stehenden Subjektswort der Prädikatsnominativ. Beispiele: Cäsar war ein großer Feldherr. Die Blüte wird Frucht. Bleib gehorsam. Er scheint glücklich. Der Knabe heißt Karl.

(Solch ein Prädikatsnominativ ist genau genommen auch enthalten in zusammengesetzten Verbalformen. Er ist getötet — ist ein getöteter, tot, ein Leichnam. Die Frucht wird reifen. Entstanden aus reifend, eine reifende.)

Während also das Subjektswort das im Verbum oft sehr unklar angedeutete Subjekt (die Verbalperson) genauer bestimmt, bestimmt der Prädikatsnominativ den Inhalt des Verbums (wie er ohne Personen im Infinitiv erscheint). Im Nominativ aber steht diese

Bestimmung, weil sie dasselbe (wenn auch in einigen Eigenschaften veränderte) Ding bezeichnet, wie das Subjektswort.

Eine bloße Kopula ist auch die dem unklaren grammatischen Denken fast gar nichts mehr bedeutende Form „ist" niemals. Immer ist in ihr von einem Sein die Rede und von etwas, mit dem das Sein verbunden gedacht wird. Dieses etwas ist bald der Redende (bin), bald der Angeredete (bist), bald, wie hier, ein Drittes (ist).

Manche Verba regieren mehr als einen Kasus. So das Verbum geben den Accusativ (Objekt) und den Dativ, beschuldigen den Accusativ und den Genetiv.

Bei einigen dieser Verba ist der Accusativ immer ein Reflexivpronomen, d. h. ein solches, welches dieselbe Person bezeichnet, wie das Subjektswort: „ich schäme mich dieser Worte." Diese Verba heißen deshalb Verba reflexiva.

Einige deutsche Verba regieren auch zwei (verschiedenartige) Objekte, eines, welches eine Person (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) ein zweites, welches eine Sache bezeichnet. Solche Verba sind: kosten, lehren, fragen. Beispiele: Das Buch kostet mich eine Mark. Ich lehrte ihn diesen Kunstgriff. Er fragte mich diese Regel.

(Gehört zu diesen Verben aber nicht auch sehen? Ich kann ja sagen: „ich sehe dort Menschen, Bäume, Tische", habe also verschiedenartige Objekte, Personen und Sachen. Warum nicht? Weil diese Objekte zwar alle für sich den Verbalinhalt bestimmen, zwischen ihnen selber aber durch den Verbalinhalt sonst gar keine Verbindung hergestellt wird. Dagegen lassen sich durch leichte Änderung, bei der man durchaus in dem Kreise der durch den Verbalinhalt bezeichneten Handlung (oder des Zustandes) bleibt, aus dem Inhalt der Verba kosten, lehren, fragen, andere Verba gewinnen, mit deren Hülfe sich Sätze bilden lassen, in denen das persönliche Objekt Subjektswort wird und das sächliche Objekt bleibt. So: ich bezahle eine Mark, er lernt diesen Kunstgriff, ich sagte die Regel.*)

*) Andere Verba haben nur dann solches doppelte Objekt, wenn das sächliche durch das Neutrum eines Pronomens ausgedrückt wird; z. B. ihr werdet mich das nicht überreden (ich glaube das nicht). — Als Objekte werden nicht betrachtet die Accusative, welche eine Ausdehnung in Raum oder Zeit bezeichnen: „er blieb einen ganzen Tag, geh nicht diese Straße."

Ähnliches ist bei den von sehen abhängigen gleichartigen Objekten, denen ich noch beliebig viel andere hinzufügen könnte, ganz unmöglich.)

Abweichend von der Verbindung zweier verschiedenartiger Objekte ist (und das liegt nun in unserm Satze vor) die Verbindung eines Objekts mit einem Prädikatsaccusativ. Diese Verbindung kommt bei sehr vielen Verben vor, z. B. in dem Satze „ich nenne ihn unsern Beschützer". Hier ist „ihn" Objekt, „unsern Beschützer" Prädikatsaccusativ.

Dieser Prädikatsaccusativ bestimmt nun das Objekt, aber nicht unmittelbar (wie ein Attribut), sondern erst mit Hülfe des finiten Verbums, des Prädikats, und heißt eben deshalb Prädikatsaccussativ. Sage ich z. B. „er nahm den König gefangen", so hat der König die Eigenschaft des Gefangenseins erst durch das Nehmen, vor dem Nehmen hatte er sie nicht. Ganz anders, wenn es heißt: „Er nahm den gefangenen König in seine Obhut." Da haftet dem Könige schon vor dem in Obhut Nehmen die Eigenschaft des Gefangenseins an; in diesem Satze ist das Participium gefangen nämlich Attribut zu König.

Ebenso: „er weint sich die Augen rot." Erst durch das Weinen werden die Augen rot. Also nicht die fertige Vorstellung rote Augen ist in den Satz eingefügt, sondern durch den Satz, durch die Kraft des finiten Verbums wird die neue Vorstellung „rote Augen" gewonnen. Desgleichen oben, weil ich höre, daß jemand den König gefangen nahm, weiß ich nun, daß der König ein Gefangener ist.

Also zwischen dem Objekt und seinem Prädikatsaccusativ besteht immer das Verhältnis, daß man mit Hülfe des umfassendsten Verbums, des Verbums sein, aus beiden einen vernünftigen, durch den gegebenen Satz vorbereiteten neuen Satz bilden kann, in welchem das Objekt zum Subjektswort und der Prädikatsaccusativ zum Prädikatsnominativ wird. „Er ist unser Beschützer. Der König ist gefangen (ein Gefangener). Die Augen sind rot."*) Solche Umwandlung wäre in Bezug auf die beiden Accusative bei kosten, lehren, fragen unmöglich.

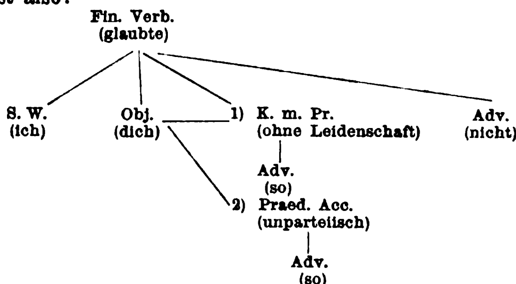
*) Zuweilen, wenn es leicht ergänzt werden kann, fehlt das Objekt. So in dem Satze „das Unglück macht ungerecht." Das zu denkende Objekt ist „uns" oder „die Menschen."

Demnach verhält sich der Prädikatsaccusativ zu seinem Objekt, wie der Prädikatsnominativ zu seinem Subjektswort.

Prädikatsaccusative können nicht bloß Substantiva und Adjektiva*) (wie in den obigen Beispielen) sondern auch Infinitive

*) Zu den Adjektiven gehören auch die Participia, nicht bloß in Sätzen wie: „er hielt ihn gefangen,“ sondern auch wenn sie von „haben“ regiert werden, wodurch eine sogenannte zusammengesetzte Verbalform, das Perfektum des Aktiv entsteht. Die beiden Sätze „ich habe ein Buch zerschnitten“ und „ich habe ein zerschnittenes Buch“ unterscheiden sich dadurch, daß im ersten die Handlung des Zerschneidens als vom Subjekt ausgehend dargestellt wird, im zweiten nicht. Im ersten Satz ist nämlich zweierlei enthalten: 1) ich habe ein Buch 2) ich habe zerschnitten. Die Vereinigung der beiden Vorstellungen Buch und zerschnitten liegt aber in dem in erster Person stehenden Verbum. Im zweiten Satze dagegen ist Buch die einzige direkte Bestimmung von haben. „Zerschnittenes“ ist lediglich Bestimmung von Buch. Die Verbindung „zerschnittenes Buch“ gilt als eine vor diesem Satze gebildete, in ihn eingefügte.

Übrigens sind in demselben prädikativen Verhältnis zum Objekt (von einem Prädikats accusativ freilich kann dann nicht mehr die Rede sein) auch Kasus mit Präposition und Adverbia aufzufassen. Das wird klar aus Sätzen wie (Schillers Piccol. III., 8): „Du siehst des Vaters Stirn gedankenvoll, der Mutter Aug' in Thränen,“ und (Goethes Tasso III., 4): „So ohne Leidenschaft, so unparteiisch glaubt' ich dich nicht.“ In dem letzten Satze ist nicht bloß der Prädikatsaccusativ, sondern auch der ihm gleich stehende Kasus mit Präposition durch ein Adverbium bestimmt. Sein Schema ist also:



In der grammatischen Stellung einem Prädikatsaccusativ gleich sind also auch die Kasus mit Präp. in den Sätzen: „Aus welchem Vaterlande schreibst du dich?“ (Schiller, Wallenst. Lager.) „Ich glaubte mich am Ziele.“ So das Adverbium in dem Satze: „ich schickte ihn fort,“ ja sogar die sogenannte Präposition in: „ich hob ihn auf.“

(Verbalsubstantiva) sein: „ich sehe ihn kommen, er lehrte mich schwimmen." Solche Verbindung heißt Accusativ mit dem Infinitiv, eine in den alten Sprachen, besonders im Lateinischen, ungemein häufige Verbindung.

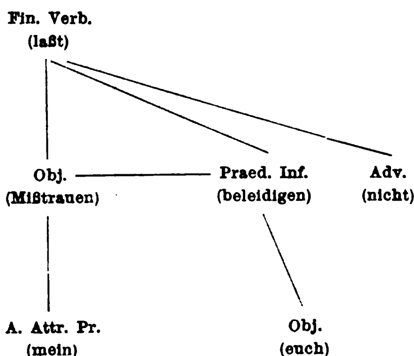
Da der Prädikatsaccusativ hier ein Verbum selber ist, so wird der aus ihm und dem Objekt zu bildende Satz natürlich ohne Hülfe des Verbums sein gebildet, also: er kommt, ich schwimme. *)

Eine ähnliche Erscheinung ist bei dem Verbum helfen, welches den Dativ mit dem Infinitiv regiert. Ich helfe dir tragen (du trägst).

In unserm Satze nun ist sie (die Wohnungen) Objekt und vermauert (Participium, Verbaladjektiv) der Prädikatsaccusativ. Der neu hieraus zu bildende Satz heißt: sie sind (waren) vermauert.

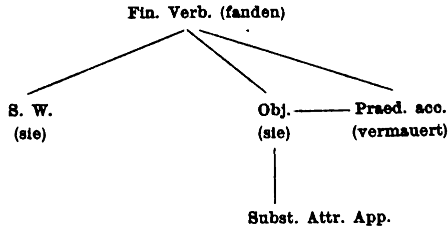
---

*) Dem Schüler, der erst die Grundlagen des Satzbaues kennen lernt, wird es oft nicht leicht werden, ein von einem Infinitiv abhängiges Objekt von einem Accusativ mit dem Infinitiv zu unterscheiden. Man thut wohl, solche schwierigen Fälle nicht zu früh zu behandeln und jedenfalls sie bis dahin zu verschieben, wo die Lektüre dazu Anlaß gibt. Die Wortstellung führt oft irre. So in den Sätzen „Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen", „Laßt euch mein Mißtrauen nicht beleidigen." Das rein grammatische Schema ist für beide dasselbe; mit hinzugefügten Worten ist das Schema des zweiten folgendes:

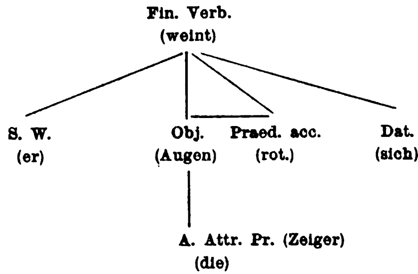


Dagegen ist in folgendem Satz gar kein Accusativ mit dem Infinitiv, wohl aber ein Prädikatsaccusativ enthalten, der mit seinem Objekt vom Infinitiv abhängt: „Er wollte die eigene Hand vom Blute rein erhalten."

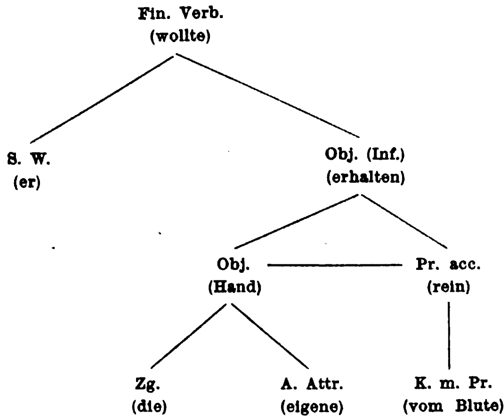
Schema des Satzes.



Daß der Prädikatsaccusativ sowohl vom finiten Verbum wie vom Objekt abhängig ist, wird dadurch angedeutet, daß von ihm nach beiden Striche gezogen sind. So wäre das Schema für den Satz: „er weint sich die Augen rot:“



Schema zu S. 25.

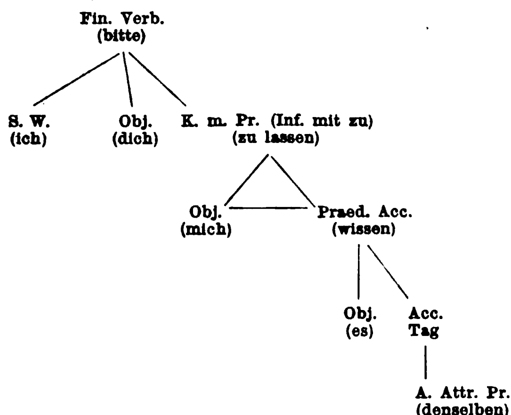


In das erste Schema ist absichtlich das Wort „allein", welches hier die Bedeutung einer Konjunktion hat, nicht aufgenommen, weil es der Verbindung von zwei Sätzen dient, und zwar hier von zwei gleichstehenden, zwei Hauptsätzen: „sie kamen; allein (aber) sie fanden."

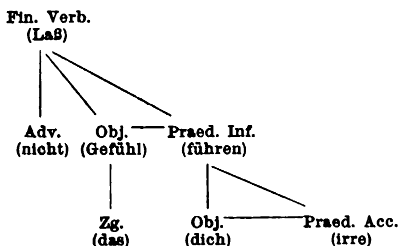
Konjunktionen, welche gleich stehende (koordinierte) Sätze verbinden, heißen koordinierende (nebenordnende), Konjunktionen, welche

---

So können in ganz gewöhnlicher Rede vier zu verschiedenen Verben gehörige Accusative unmittelbar auf einander folgen: „ich bitte dich es mich denselben Tag wissen zu lassen."



Oder es kann ein Objekt mit Prädikatsaccusativ von einem anderen abhängen: „Laß nicht das Gefühl dich irre führen."



In „er ließ sich erbitten" ist der Accusativ sich von dem Infinitiv erbitten abhängig; es ist also kein Accusativ mit dem Infinitiv vorhanden. Dagegen ist in „er ließ sich gehen" der Accusativ mit dem Infinitiv „sich gehen" von ließ abhängig.

zwei Sätze verbinden, deren einer von dem andern abhängt, heißen subordinierende (unterordnende).

Die Konjunktion „allein" („aber") drückt das Verhältnis des Gegensatzes aus (adversative Konjunktionen).

Durch welche koordinierende Konjunktion würde das Verhältnis des Grundes (der Ursache) ausgedrückt? Durch denn. Durch welche subordinierende? Durch weil, auch durch da.

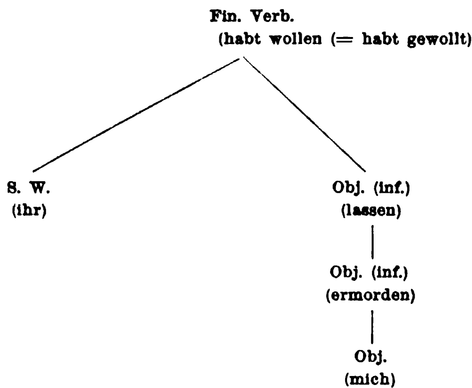
Viertes Satzgefüge.

„Zu was", schrieen sie, „taugt denn nun das große Gebäude?"

Hier sind zwei stehende Verba: schrieen, taugt; also zwei Sätze. Keiner von beiden ist ein Nebensatz, denn das Verbum steht in keinem am Ende.

Gehört „zu was schrieen sie" in einen Satz? Nein. Warum nicht? Weil erstens diese Wortverbindung keinen Sinn gibt. Es wäre nämlich eine Frage nach dem Zweck ihres Schreiens. Nun ist aber noch gar nicht von einem Schreien, geschweige denn von ihrem Schreien die Rede gewesen; und man wüßte auch durchaus nicht, wer hier fragen und wer gefragt sein sollte. Zweitens aber zeigen Interpunktion und Anführungszeichen deutlich, daß „zu was"

In dem Satze „ihr habt mich ermorden lassen wollen" gehört das Objekt „mich" zu „ermorden". Ein Accusativ mit dem Infinitiv ist auch hier nicht vorhanden.

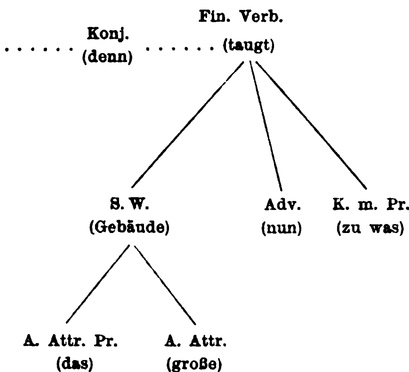


von „schrieen sie“ getrennt und mit dem darauf Folgenden verbunden gedacht werden soll.

Es ist also ein Hauptsatz in den andern eingeschoben. So wird sehr häufig in eine Rede „sagte er“ eingeschoben. Nötig ist solche Einschiebung nie. Es könnte hier auch geordnet werden: Sie schrieen: „Zu was taugt u. s. w.“ Aber dadurch, daß die Rede ohne Ankündigung derselben angefangen und erst nach einigen Worten der ankündigende Satz (in invertierter Wortstellung, als ob von ihm selber eine Prädikatsbestimmung voraufginge) eingeschoben wird, wird die Darstellung lebendiger.

Wie sagt man gewöhnlicher statt „zu was“? Wozu. — das Wort „denn,“ ursprünglich gleich dann (folglich Zeitadverbium) geht, wenn es nicht an die Spitze des Satzes gestellt wird, in den Sinn einer folgernden Konjunktion über (etwa gleich „also“). Im Schema ist dies Wort wie alle nebenordnenden Konjunktionen entweder ganz wegzulassen, oder, wie unten geschieht, zu bezeichnen.

Schema.



Letztes Satzgefüge.

„Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen.“

Zwei koordinierte Sätze (Hauptsätze) ohne jede sprachliche Verbindung, aber durch den Inhalt eng aneinander geschlossen.

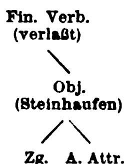
Der erste Satz besteht aus einem einzigen Worte, einem Imperativ. Doch ist in ihm, wie in jedem Satz, zweierlei enthalten: 1. ein

Zustand (hier eine Bewegung, Kommen) 2. eine Person, mit welcher dieser Zustand auf das engste verbunden gedacht wird, hier die Angeredeten, die Sperlinge. Sollte hier das Subjekt noch durch ein besonderes Subjektswort bestimmt werden, so könnte es nur durch einen Vokativ geschehen, z. B. kommt Freunde. Dieses Subjektswort (wenn es mit derselben schwachen Betonung gesprochen wird wie das nominativische Subjektswort in dem indikativischen Satze „da kamen die Freunde") durch ein Komma zu trennen ist zwar üblich, geschähe aber besser nicht. Anders ist es mit dem allein stehenden Vokativ in dem Satze: Hier, Freunde, ist keine Wohnung mehr für uns. In diesem Satze ist es ebenso zweckmäßig den Vokativ durch Kommata einzuschließen, wie oben das in einen anderen Satz eingeschobene „schrieen sie".

Ein Schema läßt sich von dem Satze „kommt" natürlich nicht entwerfen, man könnte eben nur finites Verbum hinschreiben.

Was hat im zweiten Satze die Hinzufügung des „den" vor „unbrauchbaren Steinhaufen" für einen Zweck? Es zeigt hin auf die voraufgehenden Worte „das große Gebäude" und macht dadurch das Substantiv Steinhaufen erst verständlich, ebenso wie Gebäude deshalb den Zeiger erhält, weil durch ihn auf das voraufgehende Wort Kirche hingewiesen wird; sonst würde es gleichfalls unverständlich sein. Anfangen aber konnte das ganze Lesestück nicht mit den Worten „die alte Kirche", weil niemand wüßte, worauf der Zeiger hinweisen sollte. Was soll aber das „den" im ersten Satzgefüge vor „Sperlingen"? Von Sperlingen ist doch noch gar nicht die Rede gewesen. Durch den Zeiger wird hier auf Sperlinge, als auf eine jedem Leser bekannte Vogelart hingewiesen. Wäre hier von einer Vogelart die Rede, von welcher der Redende oder Schreibende nicht annehmen dürfte, daß sie seinen Hörern oder Lesern bekannt ist, so müßte er entweder den Zeiger weglassen, oder die ungerechtfertigte Hinzufügung desselben dadurch wieder gut machen, daß er durch eine Apposition die nötige Erklärung gibt.

Schema des zweiten Satzes.



Es erscheint zweckmäßig, wenn die Schüler über die attributive Bedeutung des Zählers und Zeigers im Klaren sind, statt der ausführlichen Bezeichnungen A. Attr. N. und A. Attr. Pr. die viel kürzeren und völlig deutlichen Bezeichnungen Zl. und Zg. zu setzen, weil gerade diese adjektivischen Attribute so ungemein häufig sind.

Gibt nun die Überschrift „die Sperlinge" den Inhalt deutlich, einigermaßen erschöpfend an? Nein; sie würde eben so gut, ja viel besser auf eine naturgeschichtliche Beschreibung dieser Tiere passen. Wie würde der Inhalt genauer angegeben? Das Urteil der Sperlinge. Oder noch genauer? Ein verkehrtes (einseitiges) Urteil der Sperlinge.

Wie könnte man den Hauptinhalt der Erzählung in ein Satzgefüge bringen? Über eine alte, baufällige Kirche urteilten die Sperlinge nach ihrer Wiederherstellung, daß sie nun ein unbrauchbarer Steinhaufen geworden sei. Oder noch kürzer, in einen Satz gebracht? Eine alte Kirche erklärten die dort früher angesiedelten Sperlinge nach der Wiederherstellung derselben für einen unbrauchbaren Steinhaufen.

Welche weniger wichtigen Einzelheiten sind geopfert (ausgelassen) worden, um das Wesentliche so kurz auszudrücken? 1) daß sehr viele Sperlinge dort ihre Wohnung hatten (unzählige Nester); 2) daß die Kirche durch die Wiederherstellung sehr schön wurde (in ihrem neuen Glanze); 3) daß die Sperlinge während der Ausbesserung fortzogen und nach derselben zurückkehrten (kamen wieder); 4) gern dort wieder gewohnt hätten (zu suchen); 5) daß die Löcher, in denen sie ihre Nester hatten, nun vermauert waren; 6) daß sie einander aufforderten für immer von dort wegzuziehen (verlaßt).

Wie könnte umgekehrt, wenn man jedes finite Verbum zur Bildung eines Hauptsatzes gebrauchte, die Geschichte dargestellt werden? Eine alte Kirche hatte den Sperlingen unzählige Nester gegeben. Einst wurde sie ausgebessert und stand nun in neuem Glanze da. Da kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. — — Das Übrige bleibt unverändert.

Wie ließen sich ungezwungen Satzbestimmungen ohne Änderung des Sinnes in Sätze (Nebensätze oder Hauptsätze) verwandeln? Statt des Infinitivs mit zu „ihre alten Wohnungen zu suchen" ließe sich sagen „und wollten ihre alten Wohnungen suchen" (ein koordinierter, mit „und" hinzugefügter Hauptsatz) oder

„weil sie ihre alten Wohnungen suchen wollten“ (ein den Grund angebender Nebensatz, Kausalsatz) oder allenfalls auch „damit sie ihre alten Wohnungen suchten“ (ein den Zweck angebender Nebensatz, Finalsatz); doch klingt dies steifer als die beiden andern Verwandlungen. Daß nun aber „ihre — zu suchen“ selber ein verkürzter Finalsatz sein solle, davon kann gar keine Rede sein.

Die Verbindung des Objekts mit dem Prädikatsaccusativ (sie — vermauert) ließe sich in einen Objektssatz verwandeln: „fanden, daß sie alle vermauert waren.“

Und was ist nun der allgemeine Gedankeninhalt der kleinen Geschichte, die Lehre, die aus ihr zu entnehmen ist? Was für Menschen das Brauchbarste ist, kann für Tiere ganz wertlos sein. So konnte auch das Huhn nichts mit dem Diamant anfangen, den es aufscharrte. Natürlich gilt das auch umgekehrt. Wie würden Menschen urteilen über das, worin sich das Schwein mit Behagen wälzt und was es gierig frißt? Eines schickt sich nicht für alle.

Solchen allgemeinen Gedanken durch einen besonderen, erfundenen Vorgang recht anschaulich zu machen, auch wenn darin Unmögliches vorkommt, wie das Sprechen der Tiere, ist das Wesen der Fabel.

Mit der Ausführlichkeit, mit welcher das Grammatische in dieser Lessing'schen Fabel behandelt ist, läßt sich in Wirklichkeit natürlich nie ein Lesestück behandeln. Ich habe nur zeigen wollen, wie sich an die Lektüre im allgemeinen die grammatische Unterweisung anknüpfen läßt, und habe deshalb sehr viel mehr gegeben, als bei Gelegenheit eines Lesestückes mit den Schülern erörtert werden kann. Die angeschlossenen Belehrungen über den einfachen Satz sind ja nicht das Pensum einer Stunde, sondern vieler Stunden und müssen allmählich in Verbindung mit der wechselnden Lektüre zum geistigen Besitz der Schüler werden. Dieses allmähliche Zulernen ließe sich ja auch an einer Reihe von vielen Stücken deutlich machen; aber Lehrer, denen solche methodische Anweisung, die den Lehrbetrieb der einzelnen Stunden zum genauen Nachmachen empfiehlt, notwendig erschiene oder auch nur willkommen wäre, sind

hoffentlich sehr selten. Alle Frische und Selbständigkeit des Unterrichts ginge ja dabei rettungslos verloren.

Haben die Schüler schnell an einigen Lesestücken die grammatische Zusammengehörigkeit der einzelnen Satzglieder aufgefaßt (allzuschnell wird es nach meinen Erfahrungen aber wohl nicht geschehen), so soll man sie dann weiterhin nicht unnötig mit Angebenlassen des ihnen sattsam Bekannten und mit Aufstellung grammatischer Schemata quälen. Es kommt ja hier nicht auf das Gewinnen irgend einer halb mechanisch werdenden Fertigkeit an, sondern einzig und allein auf klare Einsicht in grammatische Zusammenhänge. Darum will ich nur noch an einem Beispiel zu zeigen suchen, wie ich mir die Anknüpfung von grammatischer Erörterung unter der Voraussetzung denke, daß die überwiegende Mehrzahl der Schüler bereits mit den Verhältnissen des einfachen Satzes vollkommen vertraut ist. Ich wähle als Lesestück die bekannte kleine Erzählung von Hebel „Seltsamer Spazierritt“, die in ihrer Allgemeinverständlichkeit zu sachlichen Erklärungen gar keinen Anlaß bietet:

„Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tier! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab, gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehn? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel zu Hause.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.“

Hier wäre nach meiner Meinung aufmerksam zu machen auf den regelmäßigen Wechsel der Tempora (reitet — stieg; kommt — saßen; kommt — band) und seine Bedeutung für die Darstellung; welcher doppelte Grund für die Anwendung des Wortes Vater mit dem Zeiger (dem sog. bestimmten Artikel) in „der Vater" (Zeile 4) vorhanden ist (der Ausdruck „seinen Buben" im Anfang der Erzählung und die Anrede des Wanderers); welche koordinierende Konjunktion dem Satze „ihr habt stärkere Glieder" hinzugefügt werden, und in welchen Nebensatz der Satz verwandelt werden könnte; wo hier Abweichungen von der gewöhnlichen Stellung der Worte sowohl im Hauptsatz wie im Nebensatz erscheinen; die Erklärung des Wortes selbdritt; welches Wort in dem Satze „ihr seid drei kuriose Gesellen" durch drei bestimmt wird, zwischen welchen beiden Möglichkeiten man schwanken könne und wie die eine Möglichkeit völlig ausgeschlossen werde, wenn der Satz lautete „ihr seid alle drei kuriose Gesellen"; welchen Sinn die Frage hat „ist's nicht genug?" und wie dadurch gerade, daß der verneinte Verbalbegriff in Frage gestellt wird, eine lebhafte Bejahung desselben erreicht wird; endlich wie in „zogen — durch" eigentlich nur die Bestimmung des Verbums ziehen mit dem Adverbium „durch" zu erkennen ist, und welche Sätze etwa sich mit dem zusammengesetzten Verbum durchziehen bilden lassen (sie durchzogen das Land).

Wenn nun aber der Lehrer noch irgend Ursache zu zweifeln hat, ob seine Schüler auch wirklich über die einfachsten Satzverhältnisse orientiert sind, so würde es völlig genügen und ihn mit einem Schlage über den Stand der Einsicht derselben aufklären, wenn er sie in ihren Diarien schnell ein Schema nur von dem letzten Satzgefüge aufstellen ließe. Rasches Überblicken von einigen Schematen auf verschiedenen Bänken würde ihn vergewissern, ob in der nächsten Stunde wiederholtes Durchnehmen des bereits Gelehrten dringend nötig oder sehr überflüssig ist.

Freilich müßte es ihm nichts verschlagen, ob die Schüler das Wort „recht" als bloßes Adverbium zu „machen" oder als einen zu dem Objekt „es" gehörigen Prädikatsaccusativ durch das Satzbild darstellen; denn darüber kann auch der Lehrer in ernstlichem Zweifel sein.

Behandlung dichterischer Lesestücke.

Während die prosaischen Lesestücke zum Teil ausdrücklich dazu verwendet werden müssen, daß die Schüler durch ihre Behandlung in die klare Erkenntnis des Baues der Sätze eingeführt werden, nicht bloß derjenigen, deren sachliches Verständnis ihnen Schwierigkeiten bereitet, sondern auch ganz leicht verständlicher, aber sprachlich schwieriger (wie oben des Satzes „ich bitte dich es mich denselben Tag wissen zu lassen"): so ist eine grammatische Besprechung dichterischer Lesestücke grundsätzlich auszuschließen. Die kräftige Wirkung auf Gemüt und Phantasie, die Einführung in eine Welt edler und bedeutender Gedanken, die klare durch den Schleier metaphorischer Ausdrücke sich hindurch ringende Auffassung derselben ist hier mit bestimmter Entschiedenheit und deutlichem Bewußtsein vom Lehrer zu erstreben; und die Erreichung dieses Zieles würde durch grammatische, für das Verständnis ganz unnötige Belehrungen und durch Aufstellung leerer sprachlicher Schemata in hohem Grade beeinträchtigt, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht.

Allerdings ist diese Vermeidung grammatischer Belehrungen und Übungen auch für solche prosaischen Lesestücke zu fordern, deren Inhalt für das Geistesleben der Schüler dieselbe Bedeutung hat, wie die poetischen*), während es andrerseits in gangbaren Lesebüchern manche rhythmische und gereimte Lesestücke gibt, von deren grammatischer Behandlung nicht der mindeste Schaden für Gemüt und Phantasie der Schüler abzusehen wäre. Aber auch für solche (mit Unrecht ihnen vorgelegten) Stücke ist die grammatische Belehrung als Zweck auszuschließen, weil ja genug nüchterne prosaische mit rein verständigem Inhalt vorhanden sind, die sich

*) Ich meine z. B. Lesestücke, von deren Lektüre man eine kräftige sittliche Wirkung hofft, wie etwa von dem „Vermächtnis des Vaters" von Claudius oder „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" von Arndt.

dafür noch besser eignen, und es nicht zu wünschen ist, daß die Schüler unnötig früh lernen, daß es leere poetische Formen ohne poetischen Inhalt gibt.

Eine Anwendung der bereits erworbenen grammatischen Kenntnisse wird in der Behandlung von Dichtungen nur da nötig, wo sie durch unrichtige grammatische Beziehung Gefahr laufen, den Sinn mißzuverstehen. Und in solchen Fällen ist es völlig unbedenklich, ja zu empfehlen, daß man in aller Kürze von dem Schüler die klare Angabe der grammatischen Konstruktion verlangt und sich nicht mit oberflächlichen Redensarten begnügt. Wenn z. B., durch die metrische Form verführt, der Schüler den Schluß des Uhlandschen Gedichtes Bertran de Born, wie es häufig vorkommt, so recitiert, als ob der jedesmalige Umfang der beiden Verse

Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.

den Umfang von zwei Sätzen darstellten, so ist bestimmt zu fragen, welcher Satzteil „deines Geistes“ sei, und es ist nicht genug, wenn der bereits in den Bau der Sätze eingeführte Schüler mit den leeren Redensarten „es bezieht sich auf Hauch oder es gehört dazu“ kommt, sondern es ist die klare und erschöpfende Antwort zu erwarten, daß es ein genetivisches Attribut zum Objekt von „ich habe verspürt“ sei. Kann diese Antwort nicht rasch und richtig gegeben werden, so ist zwar für den Augenblick an diese Stelle des Gedichtes gewiß keine langatmige Belehrung über die Arten der Attribute anzuknüpfen, aber der Lehrer sieht bei der Gelegenheit (und ich fürchte, er kommt leicht in diese Lage), daß es mit der grammatischen Einsicht der Schüler noch recht schwach bestellt ist, und findet darin eine Aufforderung, in einer anderen Stunde die grammatische Erkenntnis der Schüler wieder etwas aufzufrischen.

So mag es auch nötig sein bei der Besprechung der Verse in Schillers Kampf mit dem Drachen

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden

angeben zu lassen, daß „die Zierden der Religion“ Apposition zum Subjektswort und nicht, wie die kühne dichterische Stellung vermuten lassen könnte, Prädikatsnominativ zu „waren“ ist.

Diese beiden Beispiele zeigen zugleich, daß Besprechung besonderer dichterischer Eigentümlichkeiten (in Wortstellung, Wortformen, Syntax) in der Behandlung der Gedichte nicht zu vermeiden ist, weil eben die prosaischen Stücke dazu keinen Anlaß bieten. Doch ist es gewiß unrichtig, die durchaus auf den Inhalt*) zu richtende Erklärung, wenn die dichterischen

*) Ausdrücklich bemerke ich, daß ich unter dem Inhalt eines Kunstwerks nicht bloß seinen Stoff verstehe. Es sei mir gestattet über diese Unterscheidung die kurze Darlegung, die ich als Korreferent über die der fünften pommerschen Direktorenversammlung (1878) gemachte Vorlage „Behandlung der griechischen und lateinischen Schriftsteller in den oberen Klassen der Gymnasien" (Verhandlungen S. 92) gegeben habe, hier zu wiederholen: „Um den Stoff, der irgend welcher Darstellung zu Grunde liegt, vollständig zu verstehen, mag es eine historische Thatsache, ein mythologisches Gebilde, ein philosophisches Problem, ein Rechtsstreit sein, bedarf es nie oder höchst selten der Kenntnis der Sprache, in welcher jene Darstellung gegeben ist. Der Stoff ist unverändert, mag er einer platonischen Darstellung oder der des unbeholfensten, geistlosesten Schriftstellers zu Grunde liegen. Unter Stoff nämlich verstehe ich das von der Form ganz Unabhängige, unter Inhalt, die nur durch die Form zur Erscheinung kommende Gedanken- und Gefühlswelt, mit der ein Autor den gegebenen oder von ihm erfundenen Stoff erfaßt. Ohne Zweifel ist derselbe Stoff vorhanden in den Worten: „Wenn ein gewöhnlicher Mensch nicht im Stande ist, seinem tiefen Schmerze durch die Rede Ausdruck zu geben, ich kann es, da mich Gott dichterisch begabt hat" und in Goethes Worten: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide". Aber hier ist innige, durch die Schlichtheit des Ausdruckes mächtig zum Herzen sprechende Empfindung, in jenen abgegriffenen Redensarten nichts von alle dem. Es ist also ein verschiedener Inhalt bei gleichem Stoff. Die Empfindung aber, die dort fehlt und hier jedem entgegentönt, obwohl sie ohne Zweifel zum Inhalt des Gesagten gehört, gibt sich doch nur durch diese Form kund und ist von ihr nicht zu trennen. Wie wollte man auch das Feinste und Duftigste jeder Lyrik, die sittliche Wärme, die eine Rede durchwogt, die leuchtende Klarheit philosophischer Gedanken entweder bloß zum Inhalt oder bloß zur Form rechnen. Äußeres und Inneres hat sich eben zu unlösbarer Einheit verbunden, eine Verbindung, die für jedes Kunstwerk eines der wichtigsten Merkmale ist. Was ein genialer Autor schreibt, der Inhalt seines Werkes, und wie er es schreibt, die Form desselben, ist von einander

Besonderheiten die Erkenntnis des Inhalts nicht hindern, durch dergleichen Besprechungen immerfort zu unterbrechen; es empfiehlt sich vielmehr, sie nach der sachlichen Behandlung in aller Kürze zusammenhängend zur Sprache zu bringen. Ebenso wäre es recht verkehrt, sie dann überhaupt auch nur zu erwähnen, wenn die Schüler so weit gefördert sind, daß sie selber bereits ein deutliches Bewußtsein von den Abweichungen gewonnen haben.

Aber auch die lediglich auf den Inhalt gerichtete Erklärung kann ihren Zweck, das Gedicht dem Schüler zu einem bleibenden und wertvollen Eigentum zu machen, in bedauerlicher Weise verfehlen, wenn man zu erklären versucht, was der Erklärung gar nicht bedarf. Dadurch tötet man geradezu die Wirkung, welche das Unbesprochene, vom Schüler klar Aufgefaßte und lebhaft Gefühlte ausüben könnte. Und bliebe in der That trotz der unnötigen, breiten, nichts Neues bringenden, den Verstand kaum beschäftigenden Erklärung die Wirkung auf die Seele des Schülers unverkümmert, so wäre er doch gewiß während der Erklärung gelangweilt worden, ein Zustand, in welchen ihn auch nur vorübergehend zu versetzen einer der allerschlimmsten pädagogischen Fehler ist.

Besonders in die Augen fallend ist dieser Mißgriff in der Behandlung von Gedichten, welche der Gefühlslyrik angehören, ja es ist in Bezug auf manche dieser Art schon ein bedenklicher Fehler, sie überhaupt einer schulmäßigen Behandlung preis zu geben.

überhaupt kaum zu trennen und sicherlich nicht in der Schule; von beiden sehr verschieden aber ist das, worüber er schreibt, der Stoff seines Kunstwerks. Nun ist zwar der Inhalt, der die Form geboren hat, die Gedanken- und Gefühlswelt des Schriftstellers bedeutender als seine Rede, in der sie sich nicht immer vollkommen wiederspiegelt; aber uns ist nur die Form, die Erscheinung gegeben, die wir sorgfältig betrachten müssen, um eine Ahnung zu erhalten von dem Ungesagten, von dem die Form gebärenden Inhalt". Ich füge hinzu, daß von solcher Betrachtung des Inhalts in der Regel nur in oberen Klassen die Rede sein kann, worauf sich auch die Auseinandersetzung der Vorlage gemäß bezog; in unteren Klassen wird man sich sehr oft darauf zu beschränken haben, daß man die unmittelbare Wirkung, welche der Inhalt auf Phantasie und Gemüt des Schülers ausübt, nicht durch unnötige Bemerkungen über sprachliche Formen und Verhältnisse stört.

Andere wieder sind für jüngere Schüler gewiß schwer verständlich; aber sie bleiben es auch, mag immerhin der geschickteste Lehrer sich bemühen, ihnen ihr innerstes Wesen zu erschließen, während dieselben Gedichte einige Jahre später denselben inzwischen durch das Leben gebildeten Schülern völlig verständlich sind, ihr Gemüt lebhaft beschäftigen, ohne daß hier irgend eine Hilfe des Lehrers nötig wäre. Freilich mag es vorkommen, es wäre wenigstens sehr begreiflich, daß diese Gedichte später dann keine Wirkung mehr haben, wenn sie mit unreifen Schülern schulmäßig behandelt und dadurch ihnen verleidet waren.

Im Wesentlichen ist ja die Wirkung eines Gedichts wie die einer Landschaft. Wem eine Gegend öde und reizlos vorkommt, dem wird Erklärung und Anpreisung sie nicht zum Paradies umschaffen; und wer gerührt und betroffen von der unsäglichen Schönheit einer sich plötzlich vor seinen Blicken eröffnenden Aussicht das trunkene Auge bald umherschweifen, bald auf eine besonders den Blick anziehende Einzelheit sich heften läßt, der entbehrt wenigstens fürs Erste gerne den Führer, der ihm die Namen der fernen, kaum sichtbaren Bergspitzen herzählt. In dieser unmittelbaren Wirkung, welche die Hauptbedingung zu einem ästhetischen Genusse ist, ist das Schöne in der Natur nicht verschieden von dem Schönen, welches die Kunst uns darbietet. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß bei Werken der Kunst die hinzukommende Erklärung, auch dem für das Schöne offenen und sehr empfänglichen Sinn oft sehr willkommen, zuweilen dringend erwünscht, ja geradezu notwendig erscheint. Anspielungen auf historische Verhältnisse, die der Dichter Veranlassung hat zu erwähnen, keine aber sie zu schildern, Begebenheiten des eigenen Lebens, an die das Gedicht anknüpft, Lebens- und Kunstanschauungen, die erst durch die Kenntnis von dem ganzen Entwickelungsgange des Dichters klar werden, Eigentümlichkeiten der Sprache, allegorische Einkleidungen, wie der Gebrauch von einzelnen Bildern — dies und ähnliches eröffnet dem Erklärer ein reiches Feld sehr zweckmäßiger Thätigkeit.

Am rührigsten, weil dort am notwendigsten, hat sich von jeher diese Thätigkeit auf den Gebieten des Epos und Dramas bewiesen; von den beiden Arten der Lyrik hat diejenige, welche den Ausdruck des Gefühls in seinen unendlichen Schattierungen vorzugsweise zu ihrer Aufgabe hat, verhältnismäßig selten Erklärung gefordert

und gefunden. Sehr begreiflich. Denn das Tiefinnerste der ganzen Menschennatur, sein Fühlen und sein Wollen, wie es in Lust und Liebe, Schmerz und Haß und Zorn sich spiegelt, ist entweder jedem Menschen, auch dem ungebildetsten, von vornherein verständlich, sobald es durch das treffende Wort des Dichters zum klaren Ausdruck gelangt, oder bleibt ihm, wenn sein eigenes Seelenleben von den geschilderten Stimmungen nie ergriffen war, immer dunkel und verschlossen, so leicht sein Verstand die einfachen Sätze auch auffaßt, in die sich das Gefühl des Dichters ergossen hat. Die Wirkung, zum Beispiel des evangelischen Kirchenliedes, oder des echten Volksliedes hängt von dem Unterschied in der Bildung durchaus nicht ab. Nicht ohne Einfluß auf sie ist höchstens die Verschiedenheit des Geschlechtes und des Alters. So ist es kein Zeichen von ästhetischer Unempfänglichkeit, wenn Frauen und Mädchen von zornerfüllten, wildbegeisterten Schlachtgesängen nicht so ergriffen werden wie der Jüngling und der Mann; und es dient dem sonst für Poesie aufgeschlossenen Gemüt des Knaben zur Empfehlung, wenn er der gesamten Liebeslyrik keinen Geschmack abgewinnt.

Demnach bliebe für die Erklärer von Gedichten, die dieser Art der Lyrik angehören, in der Regel weiter nichts zu thun, als da, wo sie sich auf bestimmte, dem Unkundigen dunkle Lebensverhältnisse beziehen, diese nachzuweisen oder, wo sprachliche Schwierigkeiten vorhanden sein sollten, sie zu lösen. Wo beides, wie meistens, nicht vorhanden ist, wird eine Erklärung eher stören als fördern. Ich wüßte wenigstens nicht, welchen Nutzen es bringen sollte, solchen Liedern wie Hauffs „Reiters Morgengesang" oder Goethes „Der Du von dem Himmel bist" auch nur ein erklärendes Wort hinzuzufügen. Die Wirkung solcher Gedichte ist fast so unmittelbar wie die der Musik.

Anders steht es mit der zweiten Gattung der Lyrik, nämlich der, durch welche uns der Dichter einen Blick in die Welt seiner Gedanken thun läßt. Wenn irgend welche Gedichte Erklärung fordern, so sind es diese; und wenn irgendwo die Wirkung von Gedichten sehr verschieden ist, so ist es hier. Und auch das ist wieder leicht zu begreifen. So allgemein gültig auch und in jedem anzutreffen die Denkgesetze sind, nach denen wir Begriffe und Urteile verbinden, so ungemein verschieden ist dennoch die Welt der wirklichen Gedanken in den Köpfen, so daß der Gegensatz zwischen

dem Gedankenreichsten und dem Gedankenärmsten unendlich viel schärfer und schneidender ist als der zwischen dem mächtigsten König und dem elendesten Bettler. Die Gefühle des Mitleids und des Zorns, der Hingebung und des Hasses sind als jedem verständlich vorauszusetzen; der Dichter aber, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht, der durch seine Schöpfungen mitgewirkt hat sie auf diese Höhe zu bringen, der oft vorahnend das ausspricht, was mühsames methodisches Nachsinnen zuweilen viel später in wissenschaftliche Form bringt, wird natürlich sich nicht darauf beschränken, solchen Gedanken, die wie abgegriffene kupferne Münzen im täglichen Verkehr umlaufen, ein neues Gepräge aufzudrücken, er wird häufig genug aus edlem Metall neue Münzen mit neuem Gepräge schlagen, deren Wert und Geltung nicht jedem gleich verständlich ist. So wird es für jemand, der mit Schillers Ansichten über die Kunst und die Quelle, aus der er sie zum größten Teil schöpfte, völlig unbekannt ist, geradezu unmöglich sein, dessen gedankenreiches Gedicht „das Ideal und das Leben" ganz zu verstehen, wenn er auch große Empfänglichkeit für poetische Schöpfungen und klares Fassungsvermögen besitzt. Zu dem Verständnis solcher Gedichte also gehören durch Studium zu erwerbende litterarhistorische und philosophische Kenntnisse; bei andern wird die rasche Auffassung des Gedankeninhalts nur erschwert durch die Kürze des dichterischen Ausdrucks und die allegorische Einkleidung des Ganzen oder einzelner Teile, Eigenschaften der poetischen Diktion, die freilich nach gewonnenem Verständnis die Gedanken um so klarer und schöner hervortreten lassen und sie dauernder dem Geiste einprägen.

Demnach halte ich aus der Gefühlslyrik für keine Stufe zur Erklärung geeignet zum Beispiel Uhlands Gedicht Schäfers Sonntagslied. Es ist gewiß sehr zweckmäßig, wenn dieses schöne Gedicht im Lesebuch steht, allenfalls mag es zum Auswendiglernen aufgegeben werden, obwohl es vorzuziehen wäre und auch wohl häufig genug vorkommt, daß dieses kleine innige Gedicht, vom Lehrer einmal würdig vorgelesen, dem Schüler, der es wiederholt für sich liest, sich von selber einprägt, nicht als Schulaufgabe; aber von diesem ganz einfachen und verständlichen Gedicht eine breite Erklärung zu geben oder gar durch salbungsvolle Worte ihnen das Gefühl, von dem es erfüllt ist, erst absichtlich eintrichtern zu

wollen, das halte ich nicht bloß für zwecklos, sondern für schädlich. Nun geschieht es aber gar im Eifer der Erklärung, daß Unrichtiges darüber gesagt wird.*) Denn es ist doch ersichtlich falsch, wenn die Worte „noch eine Morgenglocke nur“ erklärt werden: „alles Geräusch des mühevollen Lebens schweigt. Nichts stört uns. Da erhebt die Kirchenglocke ihre mahnende Stimme“. Und ebenso unrichtig ist es, wenn derselbe Erklärer meint, daß schon die Überschrift „Schäfers Sonntagslied“ Weihe und Stimmung über uns bringe und uns mit einem andächtigen Ahnen erfülle, und in Bezug auf die Form, daß es keine einfachere, dem Bildungsstandpunkte des Schäfers entsprechendere Form geben könne, als hier. Gerade im Gegenteil; die Überschrift ist das einzig Mangelhafte an dem Gedicht. Kein Mensch würde, wenn es uns ohne Überschrift überliefert wäre, diese dazu als eine besonders passende vorschlagen. Das Gedicht drückt eine Empfindung aus, die jeder Mensch, welches Standes und welcher Bildung er immer sei, in sich hegen kann, und drückt sie in einer Sprache aus, die auch dem höchst Gebildeten vollkommen angemessen ist. Diesen Widerspruch zwischen Überschrift und Inhalt merkt aber ein Knabe schwerlich, und es wäre sehr müßig, ja verderblich, ihn darauf absichtlich hinzuleiten.

Ebenso kann man durch Erklärung den beiden Goetheschen Gedichten „Wanderers Nachtlied“ und „Ein gleiches“ nur Schaden zufügen. Vertiefen und verstärken wenigstens wird man die Wirkung des ersten gewiß nicht, wenn man bemerkt, daß dieser Herzensschrei nach Frieden auf das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein sich beziehe, „das scharf auf der Grenze zwischen dem

*) Zu diesen und einigen folgenden Bemerkungen hat mir Anlaß gegeben das vor kurzem erschienene umfangreiche Buch „Erläuterung und Würdigung deutscher Dichtungen. Herausgegeben von Nadler“. Gewiß ist das in diesem Buche sich kundgebende ernste Streben, die Jugend in deutsche Dichtungen einzuführen, anzuerkennen, aber es fehlt doch recht oft an pädagogischem Takt und ästhetischem Urteil. Soll es wirklich dem Lehrer zur Vorbereitung auf den Unterricht nützlich sein, so bedarf das fleißige Buch einer gründlichen Umarbeitung. Auf Erklärungen (und Auswahl) des Verfassers beziehen sich auch die unten folgenden Bemerkungen über Goethes Wanderers Nachtlieder, Uhlands Lied eines Armen und der gute Kamerad, Lenaus Herbstklage und Kerners Preis der Tanne.

Erlaubten und Unerlaubten sich hielt." Wäre diese bestimmte Beziehung auch in der That mit Sicherheit nachweisbar, was sie keinesweges ist, so ist natürlich eine Hinweisung darauf von Seiten des Lehrers ein bedauerlicher Mißgriff, durch den der Schüler geradezu gehindert wird, dies in seiner Allgemeinheit jedem zum Herzen sprechende Gedicht sich zum Eigentum zu machen.

Und nun gar das zweite dieser Gedichte „Über allen Gipfeln ist Ruh." Auch zu „dieser Gefühlsäußerung" hat man eine Veranlassung aus seinem Leben gesucht und sie neben der Erfüllung seiner Seele von der „sehr zweideutigen Neigung zur Frau von Stein" in der Sehnsucht seines noch in „Sturm und Drang stehenden Dichtergemüts" „nach Klärung und klassischer Vollendung" gefunden. In solchen Fällen findet man immer, wenn man sucht; der undankbare Leser aber bleibt dabei, die Erklärung nicht als eine gefundene, sondern als eine gesuchte zu bezeichnen. Und der Schüler, dem man den Fund auftischt, wird wahrlich dadurch keine Nahrung für Geist und Gemüt erhalten. Aus ganz entgegengesetztem Grunde sind die paar Worte, die Düntzer zur Erklärung des klarsten und durchsichtigsten aller lyrischen Gedichte hinzufügt, sehr unnötig und sehr störend. Mag Düntzer bei den Worten „balde ruhest Du auch" nur an den „ersehnten Schlaf nach einem angestrengten Tage" denken; andere werden anders bei den Worten empfinden und mindestens mit gleichem Rechte.

Was man zur Förderung des Verständnisses oder zur Verstärkung der Wirkung des Uhlandschen Gedichtes „Der gute Kamerad" hinzufügen sollte (wenn man nicht das „nit" in der ersten Strophe und vielleicht das „derweil" in der letzten in kürzester Weise bespricht), weiß ich nicht, obwohl ich eine seitenlange Erklärung gelesen habe. Freilich ist in ihr auch die ohnmächtige Exklamation enthalten: „Welch eine Tiefe von Gedanken liegt in dieser lakonischen Kürze des Stücks!"

Eine noch längere Erklärung für die Zwecke der Schule gibt derselbe Autor von dem „Lied eines Armen" desselben Dichters. Ich wüßte in dem ganzen Gedicht nichts, was zu einer Bemerkung des Lehrers Anlaß geben könnte als das „so gar" im ersten Verse und aus der dritten Strophe die beiden Verse

Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Das Andere ist alles für ganz junge Schüler vollkommen verständlich und kann durch Besprechung nur verlieren; was aber für den Mann darin unverständlich ist, kann nicht Veranlassung zur Besprechung des Gedichtes geben, sondern vielmehr zur Weglassung desselben aus den Schullesebüchern. Es ist ein zu heilig gehaltenes Vermächtnis aus der Echtermeyerschen Sammlung.

Das Lied hat etwas Schwächliches, für Schüler ganz Unbrauchbares. Nach der vierten Strophe hat man sich den Armen doch geradezu als einen Bettler vorzustellen, und nach der zweiten als einen in diese Lage unmittelbar nach dem Tode seiner Eltern gekommenen:

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Was hat nun das frohe Kind, das wir uns als ein körperlich gebrechliches vorzustellen nicht den mindesten Anlaß haben, dahin gebracht, daß es nicht mit seiner Hände oder seines Geistes Arbeit seinen Lebensunterhalt sich erwirbt? Daß wir auf diese nahe liegende Frage aus dem Gedicht gar keine Antwort schöpfen können, ist ein sehr großer Mangel desselben; und ich kann es nicht billigen, daß der Erklärer versichert, wie „die Gedanken und Empfindungen des armen Mannes“ dieser „edlen Gestalt“ „uns aufs herrlichste seine Eigenschaften offenbaren“, nämlich seine Bescheidenheit und so weiter. Mag sein, daß er „zu den frommen, gläubigen Seelen gehört, die gern hier betend im Gotteshause und auf allen Wegen mit Gott verkehren und sich sehnen nach den Freuden des Jenseits“, und daß dieses innerliche Leben von dem Dichter in schlichter, schöner Sprache dargestellt ist; das aber ist nicht dargestellt, warum eigentlich er nicht zugleich zu den arbeitsamen Menschen gehört, die sich thatkräftig ihren Lebensweg bahnen und für die übrigen Menschen wirken und schaffen, so viel sie können. Zu beschaulichem Quietismus haben wir doch unsere Jugend nicht zu erziehen, und ein anderes Gefühl weht ihr aus dem vielbeliebten Gedichte nicht entgegen.

Aus ähnlichem Grunde sollte ein Gedicht wie das von Lenau „Herbstklage“ keine Stelle in Lesebüchern finden, geschweige denn

mit den Schülern besprochen werden. Was soll die frische Jugend mit der in folgenden Versen ausgesprochenen krankhaften Empfindung:

Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine

und

Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Wenn sie später Lenau lesen, werden sie durch dergleichen nur zu sehr gepackt werden; die Schule braucht ihnen solche Sentimentalität, in der sich die Jünglinge bekanntlich sehr gefallen, ohne übrigens in der Regel an gesundem Realismus dadurch irre zu werden, doch nicht zu vermitteln.

So wird auch die Jugend wenig empfänglich sein für die wehmütige Todessehnsucht, die in Kerners Gedicht „Preis der Tanne" sich ausspricht, sicherlich nicht in den Klassen, in welchen das dem Verständnis nur geringe Schwierigkeiten bereitende Gedicht eine Besprechung überhaupt vertragen würde. Der gereiftere, ernsteren Stimmungen zugängliche Schüler wird nachher das Lied, wenn es ihm in Kerners Gedichten oder in irgend einer Blumenlese begegnet, gern lesen und sich daran erbauen, ohne irgend eines Kommentars zu bedürfen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung und bin froh, daß es mir früher nicht so, wie ich es neulich in einer schulmäßigen Behandlung gelesen habe, erklärt worden ist.

Durch diese Erklärung nämlich wird der scharfe Unterschied zwischen den Worten der Tanne und denen der Rebe beinahe gänzlich verwischt; der Erklärer hat durch übergroßen Erklärungseifer den Sinn des Gedichts fast vernichtet.

Eines der schönsten Gedichte, die der deutschen Gefühlslyrik angehören, ist unstreitig Goethes Lied an den Mond. Jeder Gebildete kennt es, und die meisten Primaner sind bereits so weit gebildet, daß der Lehrer des Deutschen, wo der Gang des Unterrichts es nötig machen sollte, darauf als auf etwas Bekanntes hinweisen kann. Sind sie es nicht, so entnehmen sie eben aus dieser Hinweisung die Aufforderung, sich damit bekannt zu machen. Ich kann mir auch denken, daß bei dieser Gelegenheit der Lehrer nach dem Sinn der Worte fragt „was von Menschen nicht gewußt, oder nicht

bedacht“*), der einzigen, die auf dieser Stufe für das Verständnis Schwierigkeit bereiten können; aber es von der ersten bis zur letzten Strophe durchzunehmen, dabei wohl gar der vermutlichen Veranlassung zu erwähnen, die zu klarer Auffassung auch nicht das Mindeste beitragen kann, eher störend wirkt, ist nach meiner Ansicht in keiner Klasse einer Schule gerechtfertigt.

Es ist also die größte Vorsicht in der Auswahl von Gedichten, die der Gefühlslyrik angehören, für die Zwecke der Schule anzuwenden, noch mehr aber in ihrer Erklärung. Ich wüßte kaum, was in ihnen anderes viel erklärt werden sollte, als was sprachlich aus irgend einem Grunde undeutlich oder auffallend ist. Sind die darin ausgeprägten Empfindungen nicht von vornherein dem Schüler verständlich und finden sie in seinem Herzen keinen Anklang, so ist alle Mühe umsonst, diese Empfindung in ihm zu erregen, wohl aber kann die bei der sogenannten Erklärung aufgewendete Mühe die vorhandene, lebendige Empfindung abstumpfen.

Aber auch in der Auswahl solcher Gedichte, die sich durch phantasievolle Anschaulichkeit in der Darstellung eines äußeren Vorganges dem Epischen nähern, finden sich merkwürdige Mißgriffe, die von einer Sammlung in die andere übergehen. Ich denke besonders an zwei Gedichte, die fast zum eisernen Bestande der

---

*) Die beiden Verse haben wohl den Sinn, daß der Dichter von dem redet, was den (andern) Menschen entweder unbekannt ist oder, obwohl ihnen bekannt, von ihnen nicht gewürdigt wird. Daß „nicht bedacht“ dies Letztere bedeute, geht schon hervor aus der ursprünglichen Lesart „veracht'“. In den Versen ist also im wesentlichen derselbe Sinn enthalten, wie in den Worten der Prinzessin (Tasso III, 2):

Es gibt ein Glück, allein wir kennens nicht:
Wir kennens wohl und wissens nicht zu schätzen.

Das „wissen“ und „bedenken“ in dem Liede entspricht dem „kennen“ und „schätzen“ im Drama. „Bedenken“ hat also den Sinn, welchen es in dem Verse Röm. Eleg. II., 24 hat: „Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt,“ und „kennen“ (in der Tassostelle) ist gebraucht wie in Faust II: „Hast Du die Sorge nie gekannt“ oder in den Versen: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide.“ Kennen ist also hier, wie häufig, gleich „kennen gelernt, erfahren haben, geistig besitzen.“ Beide Goethestellen sind keineswegs immer richtig erklärt worden.

Schulanthologien zählen: Freiligraths Löwenritt und Chamissos Löwenbraut, beide, vornämlich das erste, von grellster Färbung, augenblicklich den jungen Leser mächtig packend, aber innerlich entweder gänzlich leer und unwahr, ein gedankenloses, weder den Verstand noch das Gemüt beschäftigendes schauerliches Phantasiegemälde, oder durch seine Häßlichkeit (ich meine nicht nur etwa den äußern Vorgang der Zerfleischung) geradezu abstoßend. Ich weiß wohl, daß hier dem Lehrer das lebendigste Interesse von Seiten der Schüler entgegenkommt, aber das allein ist doch wahrhaftig kein Grund, dergleichen Nachtstücke ihnen darzubieten, um ihre Phantasie dadurch zu überreizen. Der Inhalt der beiden Gedichte hat ja nichts Märchenhaftes, ist nichts, was von vornherein nur als ein Spiel der Phantasie erscheint, die durch den erfundenen, oft unmöglichen Vorgang uns in sinniger Weise in das Naturleben, wie in ein Gegenbild menschlicher Verhältnisse einführt, sondern hier soll greifbare, derbe Wirklichkeit sein, diese widerwärtige Menageriescene, dieser stundenlange Ritt des Löwen auf dem zu Tode gequälten, blutenden Tiere. Aber Goethe hat Recht: „es gibt wenig Menschen, die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen; vielmehr ergehen sie sich gern in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie gar keine Begriffe haben, und die ihnen ihre Phantasie wunderlich genug ausbilden mag.“ Daher das unglaubliche Wohlgefallen an diesen beiden Sensationsstücken, die, weil sie dem gebildeten ästhetischen Geschmack widerstreben, wahrlich auch nicht dazu angethan sind, die Jugend ästhetisch zu bilden. Und von einem sonstigen intellektuellen oder gar moralischen Wert kann in diesen Erfindungen doch gar keine Rede sein.

In der Erklärung von Balladen und von Gedichten rein epischen Charakters mag weniger gefehlt werden.*) Hier bietet ja das in dem Gedichte vorhandene Historische und auf höheren Stufen die

*) Ich würde es freilich nicht empfehlen, im Anschluß an Düntzers Kommentar bei der Besprechung von Goethes Fischer die Frage zu erörtern, wie das „halb zog sie ihn“ aufzufassen sei, und mit ihm die Erklärung zu geben, daß sie ihn mit dem Fuße ziehe, dessen V. 2 gedacht sei. Andererseits wenn man (wie A. Schäfer „Anleitung zum deutschen Unterrichte auf der Unterstufe höherer Lehranstalten“ Berlin 1882) die Gedichte „Glockenguß zu Breslau“ „Grab im Busento“

Vergleichung mit der Quelle Stoff und Anlaß genug; aber die Auswahl derselben ist in manchem weit verbreiteten Lesebuch oft eine recht wenig zu billigende. Oft scheint es so, als ob schon der würdige, ernste Inhalt, die sich darin aussprechende tüchtige Gesinnung als genügender Grund für die Aufnahme gegolten hat; sonst ständen nicht so viel ästhetisch ganz wertlose Reimereien in den Lesebüchern. Oft hat wohl auch die Absicht, einen bekannten Dichternamen nicht ganz unvertreten zu lassen, manches Gedicht hineingebracht, mit dem sich heute gar nichts mehr anfangen läßt.**)

Aber auch das Umgekehrte findet statt, daß Gedichte aufgenommen werden, die unleugbaren poetischen Wert haben mögen, aber gerade für die Zwecke der Schule unbrauchbar sind, weil sich in ihnen Gesinnungen aussprechen, gegen welche der Lehrer polemisieren müßte, wenn das Gedicht behandelt wird; denn der Schüler kommt gar zu leicht dahin, eine bis zum Übermaß exaltierte, verschrobene Lebensansicht, wenn sie nur recht kräftig ausgedrückt wird und das letzte Wort behält, für edel und erhaben zu halten. Solche Ansicht zeichnet Heine in seinen „Grenadieren." Dem Knaben, mit dem das Gedicht gelesen wird, müßte der Lehrer doch sagen, daß die unbegrenzte Hingabe an seinen Kaiser, ein an sich ja edles Gefühl, in dem einen der beiden Grenadiere alles andere Menschengefühl und die heiligsten Mannespflichten bis zur Ruchlosigkeit erstickt hat. Das wird und muß ihm die unbefangene Freude an

---

schulmäßig erklärt, so würde man von der Menge der dort gestellten Fragen sehr viele sehr gern entbehren, fände aber gern erörtert, was im zweiten unter den „Schatten tapfrer Goten", was oft mißverstanden wird, zu verstehen sei, und was im ersten die Worte zu bedeuten haben:

Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

**) So ist Körners Harras für die Schule unbrauchbar, übrigens auch sonst wertlos. Bei seiner breiten Rhetorik läßt es doch manche Situation unklar, enthält die auffallend unschöne Hyperbel „und spornts, daß die Fersen bluten", den ganz unklaren Satz „denn Freiheit gilts oder Leben", und ist metrisch doch gar zu mangelhaft. Ich meine nicht nur den Daktylus „Tzschopauthals", den Anapäst „Schreckt das Roß", sondern z. B. den ganzen Vers „Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß", der jambisch-anapästischer Rhythmus sein soll und doch in der zweiten Hälfte zwei deutliche Kretiker enthält.

dem Gedichte verderben, die der gereifte Leser wenigstens davon haben **kann**, welcher in ihm eine naturwahre, nicht bis ins Fratzenhafte übertriebene Darstellung der dämonischen Hingebung sieht, welche napoleonische Krieger zu ihrem Feldherrn empfanden.

Von sehr großer Bedeutung für eine schulmäßige Behandlung sind die der **Gedankenlyrik** angehörigen Gedichte. Neben den Gedichten epischen Charakters, die für die untere Stufe meist ausreichen, sollte man die Gedankendichtung in Auswahl und Erklärung viel mehr bevorzugen, als es gegenwärtig zu geschehen pflegt.

In erster Reihe werden hier vorläufig und vielleicht noch sehr lange Schillersche und Goethesche Gedichte ihren Platz behaupten, von denen dringend zu wünschen ist, daß Schüler höherer Anstalten völlig mit ihnen vertraut würden. Das kann aber in diesen Jahren durch bloßes Lesen nicht geschehen; und ob sie sich aus eigenem Antriebe in späteren Jahren so mit diesen Gedichten gerade beschäftigen werden, wie mit Heine, mit Lenau oder auch mit Goethescher Gefühlslyrik, ist doch sehr fraglich. Neben der Gedankenlyrik unserer beiden größten Dichter sollte Rückert, der auf diesem Gebiet an Schönheit und Reichtum ihnen sehr nahe kommt, in den Lesebüchern einen viel größeren Raum einnehmen, als ihm in der Regel gewährt wird. Daß im besondern seine Weisheit des Brahmanen für Anthologieen aus deutschen Dichtern für die Jugend eine Fundgrube ist, die man noch lange nicht so ausgebeutet hat, wie sie es verdient wegen des Reichtums an trefflichen Gedanken und wegen des Adels und der Tüchtigkeit der Gesinnung, die sich überall darin offenbart, darauf habe ich schon vor Jahren hingewiesen. Werden aber wirklich daraus Gedichte in die Sammlungen aufgenommen, so ist die Wahl keineswegs immer eine glückliche. Ich möchte aus der unerschöpflichen Fülle als geeignet für die Schule hervorheben: I, 21; II, 37; IV, 18; V, 58; 81; 102; VII, 32; 59; 62; VIII, 61; IX, 31; X, 20; 55; 56; XIII, 72; XIV, 8; 29; XVI (II), 8; 9; 18; 41; XVII, 54; XVIII, 39; XIX, 1; ganz besonders aber unter diesen das letzte und V, 58. Manche von ihnen sind trotz ihrer Kürze so gedankenreich und gedankentief, daß sie eine Besprechung hervorrufen, durch die das Geistesleben des Schülers erheblich gefördert werden kann. Andere wieder sind so leicht verständlich, daß es genügt, die Schüler zu veranlassen davon Kenntnis zu nehmen. Aber dazu muß ihnen das Lesebuch

eben die Möglichkeit geben; denn auf die umfangreiche Weisheit des Brahmanen selber zu verweisen, geht nicht, weil sie schwerlich in den Händen der Schüler sich befinden wird. Und man kann sie ihnen nicht einmal zur Anschaffung empfehlen, da bekanntlich in ihr manches Gedicht enthalten ist, mit dem ein Schüler nichts anfangen kann, ja einige, mit denen überhaupt kein Mensch etwas anfangen kann. Rückert hat leider in dieser einzelnen Sammlung, wie überhaupt in der allgemeinen Sammlung seiner Gedichte, es nicht verstanden, den Weizen von der Spreu zu sondern.

Gedichte mit reichem Gedankeninhalt ohne Anlehnung an einen äußeren Vorgang können auf den unteren Stufen mit Schülern natürlich nicht behandelt werden; hier muß die Fabel in ungebundener oder gebundener Rede ihnen die Gedankenlyrik ersetzen. Wie ich mir die Behandlung einer Fabel in gebundener Rede denke, möchte ich an dem Gedichte „Die Erle und die Ceder" von Fr. Müller zeigen, das ich hierher setze, da es wohl nicht zu den allerbekanntesten Gedichten gehört.

Aus dem fetten Wiesengrunde
Nah am Schmerlenbache wuchsen
Üppig junge Erlen; locker
Grünten sie empor und wuchsen
Schon im ersten Jahr zu schlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sprossen
Langsam aufwärts; Jahre flogen
Hin, noch kaum erschienen höher
Sie denn vormals. Höhnisch riefen
Laut die Erlen: „Ei, ihr Trägen!
Schämt euch! nach so vielen Jahren
Noch so schwach ihr! Schauet unsern
Reichtum! Wie wir herrlich grünen,
Starkgefüllte, volle Bäume,
Voll von Zweigen, dicht von Laube!"
Drauf erwiderten die Cedern:
„Haben wir bisher doch immer
In den festen Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwischen Felsen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,
Dringen wir erst in die Tiefe;

Alles nach dem Wink der weise
Teilenden Natur, die euch zum
Schnellern Übergang berufen,
Uns zum dauerhaftern Schwunge.
Lange werdet ihr verweset
Sein, von euren Kindeskindern
Wird kein später Enkel grünen,
Wenn wir, voller Schönheit blühend,
Mit dem Haupt die Sterne küssen
Und gleich grünen Pfeilern unsre
Äste an die Wolken lehnen
Und gleich Adlern mit der starken
Wurzelkrall' die Erde tragen."

Schon vor dem Lesen des Gedichtes ist es zweckmäßig, auf Anlaß der Überschrift sich rasch zu vergewissern, ob die Schüler eine deutliche Vorstellung von den beiden Baumarten haben, wobei es natürlich nicht auf genaue naturwissenschaftliche Merkmale ankommt, sondern nur auf die, deren Kenntnis der Dichter hier voraussetzt, ja im wesentlichen durch das Gedicht selber mitteilt.

Nachdem es dann ohne Unterbrechung gelesen ist, müßte Sachliches und Sprachliches, was das klare Verständnis hindern könnte, kurz erörtert werden: also was unter dem Schmerlenbach zu verstehen; was (V. 13) bei dem schwach zu denken, nicht kraftlos, sondern schwach belaubt, nicht stark gefüllt (wie V. 15); in wie fern die Natur (V. 26) als teilend bezeichnet ist; worin der „Übergang" (V. 27) bestehe, von woher wohin. Irgend etwas anderes zum Behuf des Verständnisses zu erörtern, halte ich für gänzlich unnötig, denn das Einzige, was außerdem noch dunkel bleiben könnte, der Ausdruck Schwung (V. 28) bleibt wohl besser unerörtert, da sich eine einfache, vollkommen befriedigende Erklärung von der hier etwas seltsamen Metapher doch kaum geben läßt, und auf dieser Stufe Schüler nicht mit Kritik zu beschäftigen oder mit Aporieen zu behelligen sind.

Darauf wäre vom Schüler eine Angabe des Hauptinhalts zu verlangen, eine Forderung, der in der Regel erst nach manchen verfehlten Versuchen genügt wird. Die Forderung ist aber nötig; denn in einer Darstellung Wesentliches vom Unwesentlichen, die Hauptsache vom Beiwerk unterscheiden zu lehren, ist bei kleineren Lesestücken eben so wichtig und angebracht, wie bei größeren die

Einführung in den pragmatischen Zusammenhang, welche natürlich jene Unterscheidung schon voraussetzt. Wo Schüler in der Erkennung des Wesentlichen noch nicht geübt sind oder trotz einiger Übung darin es noch nicht in genügender Weise zu Stande bringen, ist es verkehrt, sie lange mit beständiger Verwerfung ihrer Leistungen zu martern; der Lehrer gibt dann zweckmäßiger selber den wesentlichen Inhalt an, wodurch die Schüler in den Stand gesetzt werden, späteren Forderungen besser zu entsprechen.

Der wesentliche Inhalt unserer Fabel ist folgender: Rasch wachsende Erlen verhöhnen die Cedern in ihrer Nähe wegen ihres langsamen Wachstums und rühmen sich ihnen gegenüber. Die Cedern weisen darauf hin, daß ihr langsames Wachsen ihnen auch sehr viel längeres Leben verspreche, und erfreuen sich an dem Bilde der fernen Zukunft.

Solche von dem eigentümlichen Inhalt nicht allzu wenig aufnehmende Inhaltsangabe wird in der Regel zu verlangen sein, und der Lehrer wird sich damit begnügen. Gelegentlich ist auch die Übung ganz zweckmäßig, daß man aus solcher Darstellung fortschreitend das verhältnismäßig noch Entbehrliche entfernen läßt (wie hier zunächst: „in ihrer Nähe“ „und rühmen sich ihnen gegenüber“ „und erfreuen sich an dem Bilde der fernen Zukunft), bis man durch fortgesetzte Ausscheidung aus der Inhaltsangabe: „Ein Gespräch der Erlen und Cedern über ihr Wachstum“ zu der leersten Bezeichnung des Lesestückes „ein Gespräch“ gelangt.

Natürlich kann man auch einmal den umgekehrten Weg einschlagen: den Inhalt so allgemein wie möglich angeben lassen und allmählich zum Besonderen und Besondersten herabsteigen.

Vielfach werden in der Praxis des Unterrichts auch beide Arten der Behandlung in Anwendung kommen, zumal bei längeren Gedichten. Hier kann es oft nötig werden, nach Erörterung sprachlich oder sachlich schwierigerer Einzelheiten den Hauptinhalt einer oder der anderen Strophe auf einen möglichst kurzen Ausdruck zu bringen, um dann diesen so gewonnenen Inhalt (Vorgang oder Gedanken) in der Angabe des Hauptinhalts des ganzen Gedichts wieder als ein Einzelnes erscheinen zu lassen.

Nach einer Schablone, die für jeden besonderen Fall das zweckmäßigste Verfahren verbürgte, darf der tüchtige Lehrer weder hier noch sonst irgend wo verlangen; oft genug wird das Ver-

halten der Schüler, ihr frisches Entgegenkommen oder mattes Wesen, ihr rasches oder langsames Verständnis dem Lehrer seine Methode anweisen; nur das Eine ist allewege festzuhalten, daß das erste Ziel, das erreicht werden muß, die klare Auffassung des Inhalts ist.

Hier ist nun aber durch deutliches Verständnis dessen, was geschieht und geredet wird, der volle Inhalt noch nicht gewonnen, während er in vielen rein epischen Gedichten in der That dadurch allein gewonnen wird, z. B. im Glockenguß zu Breslau.

Auf dieses Weitere wird der Schüler in unserm Gedichte dadurch geführt, daß er aufgefordert wird anzugeben, worin in der kleinen Erzählung der Dichter von der Wirklichkeit abweicht. Darin daß er Bäume reden läßt, sie also als menschliche Wesen darstellt. Durch ihr Reden offenbaren sie Gedanken; aber in diesen Gedanken erscheinen auch menschliche Gefühle, wird auf menschliche Thätigkeit und ihre Zwecke hingewiesen. So erscheinen die Gefühle des Hohns, der eitlen Überhebung, der stolzen Hoffnung, so wird mit dem Vorwurf „ihr Trägen" das Wachsen als Thätigkeit dargestellt, ebenso mit dem bildlichen Ausdrucke „in den Grund pflügen". Ihren Zweck aber sprechen die Cedern mit den Worten aus: „sichern Stand uns zu erwerben."

Als Personen nun behandelt der Dichter die Bäume deshalb, weil er das, was von ihnen gilt, auch von Personen, von menschlicher Arbeit und menschlichen Verhältnissen gelten lassen will, nämlich den Gedanken: was lange dauern soll, braucht lange Zeit zur vollen Entwickelung. Gut Ding will Weile haben. Auf diesen Gedanken kommt es dem Dichter an. Warum spricht er ihn aber nicht unverhüllt aus? Weil er durch die entgegengesetzten Bilder der Erlen und Cedern unsere Phantasie lebhaft beschäftigt, weil er den nüchternen, blassen Gedanken dadurch anschaulich macht.*)

Die Schüler müßten dann angeleitet werden Beispiele aus dem Menschenleben aufzusuchen, durch welche der allgemeine, vom

*) Wäre das Gedicht für eine höhere Stufe geeignet, so wäre diese Erörterung noch dadurch zu bereichern und zu vertiefen, daß man klar machte, wie hier nur durch das Mittel des Gespräches die Vorstellung der fernen Zukunft mit der der Gegenwart verbunden werden konnte, und daß es phantasievoller ist und Gelegenheit zu viel kräftigerem Ausdruck gibt, wenn die Bäume selber als sprechend eingeführt werden, als wenn der Dichter ein Gespräch von Menschen über sie erfindet.

Dichter in ein Bild verwandelte Satz bestätigt wird. Solche Gegensätze, wie zusammengeleimtes Kinderspielzeug und fest zusammen gefügte Arbeit aus hartem Material, das schnell gebaute Holzhaus und der majestätische Dom würden manche gewiß selber finden. Es kann aber gar nichts schaden, sondern gehört recht eigentlich zum Verständnis des Gedichts, weil es den Schülern dadurch interessanter wird, wenn nun noch der Lehrer auf den ähnlichen Gegensatz zwischen dem erstaunlich rasch gegründeten Weltreich Alexanders des Großen und der langsam und stetig wachsenden Macht der Römer oder Preußens hinweist. Ja, auch auf Innerliches kann Bezug genommen werden, wenn nur der Ton der Ermahnung und vor allem langweilige Breite dabei sorgfältig vermieden wird, so auf oberflächliche, schnell erworbene Kenntnisse und das durch gründliche und darum langsame Arbeit Erworbene, auf schnell in lustiger Stunde geschlossene Freundschaften und allmählich in Freud und Leid und gemeinsamer ernster Arbeit gewordene Freundschaft.

Erst nachdem der Inhalt volles Eigentum der Schüler geworden ist, mag man, gesondert davon, so weit die Zeit es zuläßt, Formelles in aller Kürze zur Sprache bringen: das „denn“ statt „als“ (V. 10), die freiere Wortstellung im Nebensatze (V. 23), das Auslassen des finiten Verbums (V. 27); die metaphorische Ausdrucksweise „Jahre flogen hin“ (V. 8), wobei dem Schüler klar zu machen, daß auch der dafür zu setzende prosaische Ausdruck (gingen hin oder vergingen, verflossen) eine Metapher in sich trägt, wie unendlich viele Worte der gewöhnlichen Rede; die Synkope (Wegfall eines Vokals innerhalb des Wortes) in drauf (V. 17), die Apokope (Wegfall des Endvokals vor folgendem Konsonanten) in Wurzelkrall' (V. 37), ohne natürlich auf dieser Stufe die gelehrten Ausdrücke zu erwähnen.

Die Ursache dieser letzten Erscheinungen ist vom Schüler leicht selber zu finden, und ungezwungen würde sich daran eine kurze Belehrung über das Versmaß schließen. Ich wüßte nicht, was dem entgegenstände, daß auch auf den unteren Stufen die Schüler trochäischen und jambischen, ja daktylischen und anapästischen Rhythmus kennen lernten. Interesse dafür bringen sie entgegen, und die Sache ist ihnen sehr leicht klar zu machen, schon durch bloßes Klopfen mit einem Bleistift. Sie würden gewiß leicht hier

die Verse herausfinden, in denen je ein Wort einen Trochäus bildet (V. 3. 7. 8), würden das Wort finden, das, weil es von dem voraufgehenden Trochäus die Senkung und von dem folgenden die Hebung enthält, für sich einen Jambus bildet (V. 4 empor), würden erkennen, daß mit dem Schluß des Verses durchaus nicht irgend ein Abschluß des Sinnes gegeben zu sein braucht, und die dafür besonders klar beweisenden Verse sehr leicht entdecken (V. 8. 26. 29. 34. 36.)*)

Für die Behandlung eines längeren, erzählenden Gedichtes, in welchem nach gar keinem anderen Gedanken zu suchen ist, als den der Dichter selber klar ausgesprochen hat, wähle ich das jedem bekannte Gedicht von Seume, „der Wilde."

Hier, wie immer, ist das Allererste und Notwendigste nach dem ungestörten Lesen (am besten von Seiten des Lehrers, wodurch von vornherein schon manche verkehrte Auffassung gehindert wird) die gründliche, sorgfältige Wegräumung aller Schwierigkeiten, die dem Verständnis entgegen stehen könnten, bald durch Antworten der Schüler, bald durch präcise, jedes unnötige Wort vermeidende Erklärung des Lehrers. Man kann leicht, durch das an sich lobenswerte Streben aus den Schülerantworten die Erklärung zu gewinnen verführt, bei schwierigeren Dingen durch Fragen und Warten und Ablehnen der Antwort und Wiederfragen (in anderer Formulierung oder gar in derselben Form) und Wiederablehnen viele kostbare Zeit verlieren. So würde ich den berühmten Ausdruck im Anfange des Gedichtes „übertünchte Höflichkeit" rasch und kurz dahin erklären, daß damit eine Höflichkeit gemeint sei, die nur wie eine täuschende Tünche aufgetragen ist, daß man also genauer dafür den scheinbaren Gegensatz sagen könnte „durch höfliche Formen übertünchte Herzlosigkeit;" ebenso daß (V. 4) das Wort Kultur sonst die höhere und sehr erstrebenswerte geistige Bildung bedeute, daß diese aber auch manche Nachteile mit sich bringen könne, und an diese Nachteile hauptsächlich hier gedacht werde (ebenso V. 26 der spottende Ausdruck „dem gesittet feinen Eigentümer"). Dagegen würden die Schüler selber gewiß die Erklärung

*) Die Katachrese in V. 31 (wird kein später Enkel grünen) und die das erlaubte Maß überschreitende Hyperbel in den beiden letzten Versen würde ich unbesprochen lassen; denn jede Besprechung müßte hier die poetische Wirkung zerstören. Besser freilich wäre es, wenn die beiden letzten Verse mit ihrer allzu pomphaften Rhetorik fehlten.

bringen von „übereisten Wäldern“ (V. 6), die Fragen richtig beantworten, welches Wort des regierenden Satzes, durch den Nebensatz „so wie man ihm bot“ (V. 9) bestimmt werde; was V. 20 bedeute „klebte rund an seinem hagern Leibe“; V. 40 „Kriegern, die den Donner tragen“; wofür (V. 53) das Tempus „brachte“ stehe. Natürlich muß sich der Lehrer auch davon überzeugen, ob sie von den vorkommenden geographischen Bezeichnungen, von Binsenlager und Klosterschmaus deutliche Vorstellungen haben. Dann gehört aber auch noch zu dem klareren Verständnis des Inhalts, daß der Schüler darauf achtet, daß der Kanadier den Pflanzer, der von ihm nichts Böses erfahren hat, um das ganz Geringe bittet, am Tage vorübergehend ein Obdach zu erhalten, und demselben Mann, der ihn so schwer gekränkt hat, Nachtquartier, Verpflegung und Begleitung gewährt. Diesen Gegensatz finden natürlich die Schüler selber heraus, schwerlich aber ohne jede Anleitung.

Die verschiedenen Seelenbewegungen des Pflanzers sind, den verschiedenen Situationen angemessen, so leicht verständlich (ergrimmt V. 29, furchtsam schmeichelnd V. 66, bestürzt V. 93, stammelte verwirrt V. 109), daß es kaum nötig ist, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Anders ist es mit denen des Kanadiers. Damit sich in den Augen des Schülers sein edelmütiges Wesen nicht allzuweit von der Naturwahrheit entferne, müssen sie auf den Kampf in seiner Seele aufmerksam gemacht werden, den der Dichter bei dem Empfange des Pflanzers durch das finster trotzig V. 73, ernsthaft V. 80, freundlich V. 85 deutlich zeichnet, und den er seinen Helden bei der Verabschiedung (finster blickend V. 101, mit ernster Stimme V. 103, ruhig lächelnd V. 110) noch einmal durchkämpfen und siegreich bestehen läßt. Dabei wird auch erwähnt werden müssen, daß das schrecklich in V. 90 nicht auf eine Seelenstimmung, nicht einmal auf den Gesichtsausdruck des Kanadiers geht, sondern nur auf seine den Europäer in Furcht setzende Bewaffnung.

Damit scheint mir der Inhalt des Gedichtes vollkommen erklärt zu sein, alles andre verstehen die Schüler ohne kommentierende Worte. Und ist keine Zeit mehr übrig, mag sich der Lehrer immerhin daran genügen lassen, wenn nun der Schüler nur noch den wesentlichen Inhalt des Gedichts bei geschlossenem Buche wiedergibt, nur möge er nicht die unglückselige häusliche Aufgabe stellen, das Gedicht zu einem Aufsatz umzuarbeiten.

Aber wenn die Zeit es erlaubt, läßt sich an dieses längere Gedicht die sehr zweckmäßige Verstandesübung anschließen, daß der Schüler die Gliederung des Gedichtes angibt. Er müßte dann die drei Teile erkennen, aus denen das Gedicht besteht. Der erste: Ein vom Unwetter überfallener Kanadier wird von einem Pflanzer, bei dem er Obdach sucht, mit Scheltworten fortgewiesen (V. 1—47). Der zweite: Derselbe Pflanzer, der sich bald darauf verirrt hat, kommt ohne sein Wissen nachts zu der Hütte des Kanadiers, der ihn sogleich wiedererkennt, wird von ihm sehr gastlich aufgenommen und nachher auf den rechten Weg gebracht (48—99). Der dritte: Erst beim Abschiede gibt der Kanadier sich zu erkennen und macht dem Pflanzer klar, daß die Wilden menschlicher seien als die Europäer (100—113). Der erste Teil würde sich wieder gliedern in den Anlaß der Wanderung (1—13), das Gewitter (14—23), der Wilde beim Pflanzer (24—31), Ankunft und Leben in der Häuslichkeit (32—47). Der zweite in Anlaß der Wanderung des Pflanzers (48—49), der Verirrte (50—61), der Pflanzer beim Wilden (62 bis 99), und zwar Gespräch, Bewirtung und Nachtlager, Morgengruß und Begleitung. Der dritte in Dank des Europäers (100), Wiedererkennung des Huronen (101—109), dessen Abschiedsworte (110 bis 113)*)

Natürlich kann aber dies Gedicht, wie jedes, auch dazu verwendet werden, Sprachliches und Ästhetisches an Einzelheiten klar zu machen. So die Elision in „hab' ich" (V. 65) und ihr wesentlicher Unterschied von der selbst bei Dichtern auffallenden Apokope im vorigen Gedicht, die unterlassene Synkope in „eilete" (V. 22), die fest gewordene Alliteration in Stock und Stein (V. 50. 98) und ihr Unterschied von der Alliteration in Furcht und Freude (V. 60)**),

*) Ich sollte meinen, daß die Gliederung so klar genug hervortritt. Von einem Gedichte aber ein vollständiges Schema mit I, 1, A, a u. s. w. entwerfen zu lassen halte ich nicht für angebracht.

**) Mit der Hinweisung auf Alliterationen und Assonanzen sollte man vorsichtig sein und Maß halten. Das thut z. B. auch Düntzer in seiner Erklärung der Goetheschen Gedichte nicht. Der Schüler kommt dadurch wohl gar zu der gänzlich verkehrten Meinung, daß jede einigermaßen bemerkbare Wiederholung von Konsonanten und Vokalen in einer weisen Absicht des Dichters ihren Grund habe. Derselbe Fehler wird auch oft in der metrischen Besprechung gemacht, sowohl altklassischer Dichtungen wie moderner.

der ungewöhnliche Ausdruck „den Schinken trennte" (V. 82), der dichterische „mit des Bogens Sehne erbeutet" (V. 5) (daß der Dichter hier die schnellende Kraft der Waffe hervorhebe, daß er, wenn er an das Durchbohrende hätte erinnern wollen, gesagt haben würde „mit der Spitze des Pfeiles").

Ja, ich halte es für möglich, daß ein aufmerksamer Schüler auf die Frage, an welcher Stelle des Gedichtes auf etwas der ganzen Handlung Vorausliegendes hingewiesen werde, auf etwas, was also im Gedicht selber gar nicht erzählt werde, noch in der Stunde richtig antworte, ich meine, daß er die Stelle findet, wo von den Kindern des Huronen erzählt wird, daß sie seine Waidmannstasche untersuchten, bis sie die versprochenen Schätze fanden. Zweckmäßig ist es aber auch, dergleichen Fragen am Ende der Stunde aufzuwerfen, als von denen zu lösen, die zu Hause noch gern einmal recht genau das Gedicht durchlesen wollen.*) Das kann auch dazu führen, daß die Schüler mit einander sich darüber unterhalten, was doch gewiß wünschenswert ist.

Ich verzichte darauf, andere epische Gedichte, die auf höheren Stufen behandelt zu werden pflegen, mit ähnlicher Ausführlichkeit zu besprechen; gerade über sie sind Kommentare genug vorhanden, die über alles Einzelne, was unmittelbar nach der ersten Lektüre der Erklärung bedarf, genügenden Aufschluß geben, leider aber zuweilen auch das Jedem Klare durch unnützes Reden darüber verdunkeln. Es kommt also hier nur darauf an, das Zweckmäßige auszuwählen, sich in der Interpretation zu beschränken, was um so leichter geschehen wird, je mehr wirkliche Schwierigkeiten das Gedicht im einzelnen bietet.

Nur an zwei Beispielen möchte ich zeigen, wie nach der Erklärung des Einzelnen die Schüler zu einer tieferen Erfassung des Gehaltes der Dichtung anzuleiten sind.

*) Zu dergleichen Leistungen darf man eben nur durch ein hingeworfenes Wort anregen, sie nicht kategorisch verlangen. Das nicht Geforderte, aber Empfohlene wird oft von einigermaßen empfänglichen Schülern viel lieber geleistet. Daß man übrigens dieses Gedicht als Lernaufgabe stelle, wäre bei der großen Fülle wertvollerer Dichtungen schwerlich gerechtfertigt.

In **Schillers Bürgschaft**, die in lebendiger Handlung den Sieg edler menschlicher Gefühle über die unedlen (genauer ausgedrückt den Sieg der Freundestreue über tyrannisches Mißtrauen) darstellt, müssen die Schüler angehalten werden, diejenigen Stellen im Gedichte aufzufinden, welche deutlich zeigen, daß der Dichter von diesem Gesichtspunkte aus sein Gedicht komponiert hat. Es sind natürlich die Worte

Strophe 3: Da lächelt der König mit arger List

Strophe 17: Deß rühme der blutge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht:
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue.

Strophe 20: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen

Die äußerst durchsichtige allgemeine **Gliederung** des Gedichts (Str. 1 bis Str. 5, V. 2; von da bis Str. 18; endlich Str. 19 u. 20) bedarf auf der Stufe, auf welcher es behandelt zu werden pflegt, kaum der Besprechung; dagegen ist es für die Schüler sehr lehrreich und führt ungezwungen auf allgemeine wertvolle Gedanken, wenn die spezielle Gliederung des **zweiten** Teiles mit ihnen besprochen wird. Es ist ja kein Zweifel darüber, daß hier die wechselnden Situationen den Gedanken in sich tragen, daß der edle Mensch von der Erfüllung der Freundespflicht sich durch nichts abhalten läßt, nicht durch Naturgewalten, durch feindliche Menschen, durch körperliche Ermattung, nicht durch Überredung, die ihm das Schreckliche, das ihn erwartet, vor sein geistiges Auge bringt, nicht durch die sinnliche Gegenwart des Schrecklichen selber. Ja, es ist zweckmäßig, auf die noch abstraktere Fassung des Gedankens hinzuführen: ihn hindert nichts Körperliches, weder Äußeres noch Inneres, ihn hindern nicht Vorstellungen, weder fremde noch eigene. Und daß nun Vorstellungen über die Menschen dieselbe, ja oft eine noch viel größere Gewalt ausüben können als Materielles, wird dem Schüler aus der Erwägung klar, daß der Dichter offenbar nicht auf größere Hindernisse hat geringere folgen lassen wollen, und aus der zweiten Erwägung, daß es recht gut denkbar gewesen wäre, wenn der Freund, trotz aller seiner **Tapferkeit** in der „brausenden Flut“ und im Kampf mit der „raubenden Rotte“, doch noch schließlich umgekehrt wäre, als ihm der **Anblick** des Kreuzes den Gedanken an den martervollen Tod mit lebendigster Anschaulichkeit vor die Seele führte.

Ueber Schillers Siegesfest ferner, das ja, wenn es nicht etwa erst in Prima gelesen wird, viele sachliche Erklärung im einzelnen verlangt, ist es nach der Lektüre durchaus angemessen mit den Schülern zu erörtern, was an diesem eigenartigen Gedichte episch, was dramatisch, was lyrisch ist. Die Schüler müßten klar unterscheiden zwischen dem Epischen, welches in der ganz unbedeutenden Handlung des Gedichtes selber liegt und allein ihm auch nicht von fern einen epischen Charakter geben könnte, und dem gewaltigen epischen Hintergrunde, der in den Anfangsstrophen und in den Reden gezeichnet ist. Sie müßten erkennen, daß das Gedicht sich zwar der dramatischen Form dadurch nähere, daß sein wesentlicher Inhalt eben Reden sind (die Rede des Teukros, Str. 8, sogar ohne alle Ankündigung), daß aber von einer dramatischen Handlung gar nicht gesprochen werden könne. Das Wesentliche des Gedichts würden sie finden in dem Inhalt der Reden, in den ausgesprochenen Gedanken, und demgemäß kein Bedenken tragen, wenn es nun einmal einer der bekannten Dichtungsgattungen zugewiesen werden soll, es für ein der Gedankenlyrik angehöriges Gedicht zu erklären, wie gewaltig auch immer der epische Hintergrund, wie lebendig auch immer die dramatische Form, wie mächtig auch immer die ausgesprochenen Gedanken von innigen Gefühlen durchweht sind.*)

*) Die Mühe, die man sich mit Unterscheidung von lyrisch-epischen und episch-lyrischen Gedichten gibt, daß man sie unter solche immer recht willkürliche Kategorieen sogar in Lesebüchern ordnet, halte ich für ganz zwecklos. Man könnte schließlich auch die Art episch-lyrisch-dramatischer Dichtungen aufstellen (wenn es nicht gar schon geschehen ist), zu denen etwa Chamissos Frauen-Liebe und -Leben zu rechnen wäre und L. Giesebrechts Normann. Und in Bezug auf Schillers Glocke und Goethes Wanderer ließe sich auch scharfsinnig erörtern, ob das eine lyrisch-dramatisch und das andere dramatisch-lyrisch sei, oder ob beide zu einer Kategorie gehören. Nun aber gar als eine vierte Dichtungsart immer noch die didaktische gelten zu lassen, also ein klares Einteilungsprincip gänzlich aufzugeben, das ist wissenschaftlich eine recht befremdende Thatsache und pädagogisch keine erfreuliche. Sämtliche Gedichte, für welche die Nebenbezeichnung didaktisch überhaupt zulässig ist, gehören natürlich der Gedankenlyrik an, und die, welche dazu nicht gerechnet werden können, sind eben gar keine Gedichte, sondern langweilige Reimereien, welche von Poesie nichts anderes haben als die Form.

Ja, mit einiger Anleitung würden sie im Stande sein die geschlossene Folge der Gedanken unter Verzichtleistung auf die bestimmten ihnen zu Grunde liegenden epischen Elemente kurz und deutlich etwa in folgender Weise anzugeben: Ein gefährliches, großes Unternehmen ist glücklich beendet, dafür gebührt Dank den Göttern; aber die Erfolge sind nicht ohne große Opfer erreicht, und auch die Zukunft wird noch Opfer fordern. Einige freilich haben erlangt, was sie irgend wünschten, andere sind gescheitert, teils durch böses Geschick, teils durch die eigne Leidenschaft. Aber auch zu die Grund Gegangenen, Siegreiche wie Überwundene, finden reichen Ersatz im Nachruhm. Wer aber zu den Überlebenden gehört, mag er auch ruhmlos das Schwerste erduldet haben und noch erdulden, dem bleibt Trost und Hoffnung, so lange er lebt, nie ganz verschlossen. Unsicher freilich und unbeständig erscheint dem ernsten, tief blickenden Gemüt das ganze Leben; nur im Göttlichen ist Ruhe und Frieden. In diesem Sinne haben wir das flüchtige Leben hinzunehmen, so lange wir es noch haben.

Auf der obersten Stufe des Gymnasiums wird es zuweilen auch unvermeidlich sein, an Form oder Inhalt eines Gedichtes, das wegen seiner allgemeinen Vortrefflichkeit die schönste Geistesnahrung bietet, Kritik zu üben, natürlich nur da, wo das Formelle oder der Gedanke die klare Auffassung des Ganzen so erschwert, daß ein völliges Übergehen des Anstößigen unthunlich erscheint. Es ist dann ganz gewiß besser, den Mangel einzugestehen, mag man ihn selber rasch bezeichnen, mag man ihn zu heilsamer Verstandesübung von den Schülern auffinden lassen, als mit sophistischen Künsten die Schwierigkeit übertünchen. Ist es auf dieser Stufe doch auch unvermeidlich, daß einzelne, besonders deutlich hervortretende Widersprüche in den homerischen Gedichten in aller Kürze besprochen werden.

Solch ein Gedicht, das durch den Inhalt einer Stelle leicht zu einer verkehrten Auffassung des Ganzen führen könnte, ist Schillers „Glück“. Ich setze die Besprechung desselben hierher, indem ich zugleich damit eine Hinweisung auf andere Schillersche Gedichte, besonders den „Genius“ verbinde, weil dieses nur die Ausführung eines einzelnen in jenem enthaltenen Gedankens ist, beide sich also gegenseitig erläutern.

Schiller preist in seinem Gedichte das Glück, das durch keinen

noch so energischen Willen sich jemals ein Mensch zu eigen machen kann, das ihm vielmehr allein durch seine Geburt ohne all sein Zuthun zu teil wird, also das höchste Ideal möglicher menschlicher Vollkommenheit. Daß der Dichter dabei nicht an den Vorzug hoher Abstammung, an ererbte Millionen, an zufällige Verkettungen günstiger Verhältnisse gedacht hat, kurz an Dinge, die jeder Sturm wieder wegblasen kann, wird jeder glauben, auch ohne das Gedicht gelesen zu haben; aber es lohnt doch der Mühe, zu betrachten, was er zu diesen höchsten nicht zu erwerbenden, sondern von oben zu uns kommenden Glücksgütern gerechnet hat. Es sind manche darunter, die sein Geschick ihm versagt oder doch nicht so hat zu teil werden lassen, wie er es hier mit begeisterten Worten darstellt.

Der Gedankengang des Gedichts, das durch seine mythologischen Anspielungen und durch Voraussetzung der in den philosophischen Abhandlungen, besonders in der über Anmut und Würde, enthaltenen Lebensanschauungen sich nicht eben als allzuleicht verständlich zeigt, ist in möglichst schlichter Wiedergabe etwa folgender.

Die Menschen sind glücklich zu preisen, denen herzgewinnende Schönheit und Anmut, ein das Schwierigste rasch durchdringender Verstand, klar anschauendes Erkennen, die Gabe, ihre Gedanken leicht und schön mitzuteilen, der mächtige Geist, vor dem andere sich beugen, durch ihre Geburt verliehen ist. Sie haben ohne Verdienst,*) ohne Lebensarbeit schon viel mehr an diesen Gaben, als je ein strebender Mensch durch all sein Arbeiten erreichen kann.

*) Unter Charis (V. 8 und 11) ist wohl an beiden Stellen nichts anderes als die göttliche Gnade zu verstehen, welche dem Menschen die höchsten Güter verleiht, in der ersten Stelle dieselbe ganz allgemein vorgestellt, in der zweiten mit Beziehung auf freudiges Rechtthun aus innerstem Triebe (Anmut). Dieses letztere ist in dem Gedicht „der Genius“ ausführlich behandelt. Der Genius dort ist eben nichts anderes als hier die Charis in V. 11. Nur zum Schluß wird dort der Genialität im allgemeineren Sinne gedacht. — Das Wort glücklich in moralischem Sinne gebraucht Schiller auch in Wallensteins Tod III, 21. Denn nur durch diese Auffassung werden die Worte verständlich, die dort Max zu Thekla sagt:

Deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückselig Schuldigen sich wendet.

Auch auf dem Gebiet der Moral erreicht das Höchste nur die natürliche Anlage. Das Böse, das Unwürdige zu vermeiden vermag zwar jeder Mensch durch ernstes Streben, aber ein freies fröhliches Thun des Guten aus tiefinnerster Neigung kommt nur dem Gottgeliebten, dem Glücklichen zu.**)

Und alle diese Begabung bringt die schönsten Früchte hervor in der Jugend; doch die, welche das Herrliche vollbringen, haben kaum ein Bewußtsein von dem Außerordentlichen, was ihnen gelingt. Auch die äußeren Umstände fügen sich dem Glücklichen: das Schiff, auf dem er fährt, geht nicht zu Grunde in den Stürmen; in wilder Feldschlacht trifft ihn nicht das Todesgeschoß.

Uns andern aber geziemt es, nicht neidisch,***) sondern dankbar zu dem Gottgeliebten emporzuschauen; dürfen wir uns doch erfreuen an dem, was er geleistet hat.

Parze (V. 10) kann natürlich nicht eine unentrinnbare Notwendigkeit bedeuten, sondern nur ungünstige Lebensverhältnisse, von außen kommende Versuchungen und böse innere Neigungen, deren man durch energischen Willen (Tugend) Herr zu werden vermag. — Daß für „neidisch“ (V. 12) eigentlich „mißgünstig“ stehen sollte (wie überhaupt nur von göttlicher Mißgunst, nie vom Neide, der ja das hier ganz ungehörige Merkmal des Mangels in sich schließt, geredet werden sollte), daß also die auch hier zu Grunde liegende unrichtige, aber leider eingebürgerte Übersetzung des griechischen Ausdrucks nicht zu verkehrter sachlicher Auffassung führen darf, darauf sollten die Schüler mit kurzen Worten hingewiesen werden. („Beneiden“ V. 41 und das damit fast synonyme „zürnen“ V. 39 und 49 steht natürlich in der gewöhnlichen Bedeutung.)

**) Im Gegensatz zu dieser trüben (deterministischen) Auffassung oder als Ergänzung derselben hat Schiller aber auch dem christlichen Dogma von der in jedem Menschen möglichen Wiedergeburt ergreifenden Ausdruck gegeben in Str. 10 und 11 seines unsterblichen Gedichts „Das Ideal und das Leben,“ wo durch die an jeden gerichtete Aufforderung „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen“ das Ideal der Güte als von jedem erreichbar dargestellt wird.

***) So schon Palladas in der griechischen Anthologie X., 91:

῞Οταν στυγῇ τις ἄνδρα, τὸν θεὸς φιλεῖ,
οὗτος μεγίστην μωρίαν κατεισάγει.
φανερῶς γὰρ αὐτῷ τῷ θεῷ κορύσσεται,
χόλον μέγιστον ἐκ φθόνου δεδεγμένος.
δεῖ γὰρ φιλεῖν ἐκεῖνον, ὃν θεὸς φιλεῖ.

Und alles, was solche genialen Naturen hervorbringen, ist plötzlich*) da, ist wie ein Wunder, bedarf nicht langer Vorbereitungen, wie alles andere Menschenwerk.

Wie Aphrodite in voller Schönheit aus dem Meere empor stieg, so noch heute jedes geniale Kunstwerk durch den schöpferischen Augenblick aus der unendlichen, geheimnisvollen Möglichkeit schöner Bildungen; wie Pallas Athene, mit der Ägis gerüstet, aus dem Haupte des Zeus hervortrat, so noch heute jeder wissenschaftliche geniale Gedanke aus dem Verstande des Forschers, mächtig allen Irrtum niederschlagend".**)

Das sind die Hauptgedanken des Gedichts. Leider hat es in der Mitte eine Stelle, welche geeignet ist das Verständnis des Ganzen zu beeinträchtigen, und die ich deshalb vorläufig nur durch die wenigen Worte „in wilder Feldschlacht trifft ihn nicht das Todesgeschoß" wiedergegeben habe. Der Wortlaut ist hier aber folgender:

Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt, und Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

---

*) Der Begriff des Glückes, der genialen Begabung, geht hier über in den der genialen Produktion, des schöpferischen Augenblicks, der von Schiller in „Gunst des Augenblickes" besungen ist. Den günstigen Augenblick in diesem Sinne preist auch Palladas in der griech. Anthologie X, 52:

Εὖγε λέγων, τὸν Καιρὸν ἔφης θεόν, εὖγε, Μένανδρε,
ὡς ἀνὴρ Μουσῶν καὶ Χαρίτων τρόφιμος·
πολλάκι γὰρ τοῦ σφόδρα μεριμνηθέντος ἄμεινον
προσπεσὸν εὐκαίρως εὗρέ τι ταὐτόματον.

Glück und Augenblick verhalten sich hier also etwa so, wie die aristotelischen Begriffe *δύναμις* und *ἐνέργεια*.

**) In der Jungfrau von Orleans III, 6 spricht Talbot von der „erhabenen Vernunft" als der „lichthellen Tochter des göttlichen Hauptes."

In der ersten Ausgabe folgten hierauf nun gar noch die allerdings großen Anstoß gebenden Verse:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold.

Schiller hätte sich aber entschließen sollen, nicht bloß diese beiden Verse, sondern die ganze auf die Kämpfe in der Ilias sich beziehende Stelle wegzulassen, so schön auch die Verse fließen. Er hätte die Schönheit doch der Wahrheit opfern müssen. Das Glück des Paris und des Achilleus paßt gar nicht in den Zusammenhang der übrigen Gedanken, vor allem nicht zu dem unmittelbar folgenden. Dort wird gerade mit großem Nachdruck hervorgehoben, daß es die Eigenschaft des höchsten, des absoluten Glücks ist, auch andre glücklich zu machen; in dem Verhältnis stehen nun allerdings der Dichter und seine Leser, der Entdecker und die, welche sich die Entdeckung aneignen, der Herrscher und die Regierten. Was soll aber in solchem Gedankenzusammenhang die Erwähnung des Schlachtenglücks, das nach seiner Natur ein lediglich relatives ist, da das Glück des einen das Unglück des andern hervorbringt. Dem Liebling soll Ruhm zu teil werden, und darum muß Hellas' bestes Geschlecht in den Orkus hinabstürzen. Gewiß war das ein Glück für Achilleus, aber nur wenn man das Wort Glück in dem vulgären Sinne nimmt, nach welchem auch ein Lotteriegewinnst unter diesen Begriff fällt. Leider hat diesem fremdartigen Exkurs auf die Iliaskämpfe auch ein schönes Distichon nachträglich von Schiller geopfert werden müssen, das ursprünglich unmittelbar davor stand, aber bei näherer Überlegung dem Dichter doch in zu grellem Kontrast mit dem folgenden zu stehen schien, und in der That so erscheinen mußte. Es heißt:

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott.

Wie konnte auch dieses schöne Wort da stehen bleiben, wo fast unmittelbar darauf auf die furchtbaren, erbarmungslosen Heldenthaten Achills angespielt wird. Daß einige Herausgeber gegen Schillers Willen dies Distichon wieder in das Gedicht hineingebracht haben, mögen sie vor ihrem ästhetischen Gewissen verantworten.

Abgesehen nun von dieser mythologischen Stelle ist der Gedanke des Gedichtes klar: die höchsten Erdengüter, die niemand durch seinen Willen erreichen kann, sind bestrickende Anmut der

äußeren Erscheinung, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität und ein angeborenes Herrschertalent.

Daß sich Schiller keinen einzelnen Repräsentanten aller dieser Begabungen vorgestellt hat, braucht kaum bemerkt zu werden, am wenigsten aber hat er an sich selber gedacht, da er gerade meistens solche Vorzüge hervorhob, die er nicht besaß und zuweilen schmerzlich genug vermißte, oder wenigstens nicht in der Art sein eigen nannte, wie er sie hier schildert. Das meiste paßt aber auf Goethe, an den er ohne allen Zweifel bei der Conception und Ausführung des Gedichtes auch oft genug gedacht haben wird. Jedenfalls hat man mit vollem Recht unter Goethes Bild in der Weimarschen Bibliothek die ersten vier Verse gesetzt, in denen Schiller die Schönheit der äußeren Erscheinung als ein Geschenk der Venus, das helle, alles klar anschauende Denken und die künstlerisch vollendete Rede als Gaben des Phoibos Apollon und des Hermes bezeichnet, die dem Glücklichen das Auge geöffnet und die Lippen gelöst haben, und die bezwingende Macht, die ein Mensch durch sein ganzes Wesen auf andere ausübt, ein Siegel nennt, das Zeus demselben auf die Stirne gedrückt habe.*) Das letzte, als praktisches Herrschertalent aufgefaßt, würde allerdings ja nur in beschränkter Weise von Goethe gelten können; aber es ist noch die Frage, ob Schiller nicht, so wenig es auf den ersten Augenblick einleuchten möchte, dabei mehr an rein ideale Bestrebungen gedacht, weniger an praktische Genialität, ob er nicht an das künstlerische Vermögen gedacht hat, die Welt der phantasievollen Träume nach seinem Gefallen zu regieren, etwa wie Rückert den Dichter sagen läßt: „Ich bin König eines stillen Volks von Träumen, Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen." Diese Parallele allein wäre freilich völlig unzureichend für die von mir

*) Eine auch sonst bei Schiller sich findende Vorstellung, z. B. in den Piccolomini III, 4, wo Max sagt:

Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne;

und Thekla hinzufügt:

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

ausgesprochene Vermutung, aber von großem Belang ist es, daß Schiller selber in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ gerade von den naiven modernen Dichtern sagt: „das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn'.*) Dadurch wird es sehr wahrscheinlich, daß Goethe in seiner Dichtereigentümlichkeit mit diesem Verse gezeichnet ist, zumal da Schiller selber gerade über ihn das bekannte Wort gesagt hat: Er hat ein Königreich zu regieren. So ständen denn die vier Verse in jeder Beziehung mit vollstem Recht unter Goethes Bilde; denn was in ihnen sonst als höchste Vorzüge gerühmt wird, auch die alle Herzen gewinnende Schönheit, bedarf für Goethe keines Beweises;**) aber auch wenn im Folgenden von hohen, vollendeten Schöpfungen, als gerade der Jugend durch göttliche Huld zugewiesen, geredet wird, so paßt das wohl auf Goethes Götz und Werther und auf eine große Fülle unsterblicher kleiner Gedichte, sicherlich aber nicht auf die „Räuber“ und die Gedichte der „Anthologie“. Von vollendeter Kunstform

*) Dazu vergleiche man auch den vorletzten Vers des Gedichts „Der Genius“, der weiter unten mitgeteilt ist. Auch Schwetschke in „Weimars Musenhof“ sagt über Goethe:

Deß Stirn in jugendlichsten Zeiten
Das Diadem der Macht umschlang.

**) Goethe hat auch selber dankbar anerkannt, wie ungewöhnlich viel Glück ihm zu Teil geworden. So in dem Brief an Auguste Stolberg (17. Juli 1777), in welchem er von Corneliens Tod schreibt: „Ich muß das Glück für meine Liebste anerkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. Vorher gehen die Verse:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

In einem Briefe an seine Mutter (9. August 1779) nennt er sich einen von Gott Geliebten, und in seinem Tagebuch heißt es (2. April 1780): „Mir schwindelt vor dem Gipfel des Glückes, auf dem ich gegen so einen Menschen (Kammerpräsident Kalb) stehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Meer werfen. Es glückt mir alles, was ich angreife.“ Daß Goethe gelegentlich auch der entgegengesetzten Stimmung Ausdruck gegeben hat, ist bekannt, hebt aber die Geltung obiger Äußerungen nicht auf. Ein nie getrübtes Gefühl der Glückseligkeit ist natürlich ganz undenkbar.

läßt sich bei Schiller doch erst nach Don Carlos und nach den Künstlern reden.

Und wenn am Ende des Gedichts die höchste künstlerische Begabung als eine solche dargestellt wird, die ohne viel Reflexion und Mühe ihre Gebilde schafft, so haben wir unter Deutschlands Dichtern wieder keinen andern, an dem wir diese höchste Begabung in solcher Vollendung kennen, als Goethe. Und sollte Schiller selber nicht gerade an ihn gedacht haben, als er die Verse schrieb:

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus entsteht wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.

Aus Goethes Leben haben wir durch seine eigenen Mitteilungen Kenntnis von solchen produktiven Augenblicken, die dem entsprechen, was Schiller in seinem Gedicht „Das Ideal und das Leben" von der künstlerischen Conception rühmt, daß schlank und leicht wie aus dem Nichts geboren das Bild vor dem entzückten Blicke stehe. Als Goethe auf seiner italienischen Reise nach Bologna fuhr, war er in Gedanken mit seiner Iphigenie in Delphi beschäftigt, einem Drama, das bekanntlich von ihm nicht ausgeführt ist. Von diesem künstlerischen Sinnen und Schauen sagte er bald darauf: „Es gibt im fünften Akte eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind". Und auch ein andermal, in früherer Zeit, als er den Weg zwischen Gotha und Erfurt zurücklegend sich mit einer Situation in Wilhelm Meister beschäftigte, ließ er die Einzelheiten in seiner Seele entstehen, so lebendig, so sein Herz wie die greifbare Wirklichkeit bewegend, daß er bitterlich zu weinen anfing. Und endlich schrieb er an Schiller, als es sich in der Korrespondenz um eine Rechtfertigung des Schlusses von Alexis und Dora handelte, „von dem unerklärlichen Instinkt, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden". Bezeichnender aber noch ist folgende briefliche Äußerung von Schiller selber über Goethe: „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und

schwer, zufallen zu lassen“. Damit vergleiche man, was Goethe über Schiller urteilte, daß sein Geist sich zur Reflexion hingeneigt und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen solle, durch die Gewalt des Nachdenkens gezwungen habe.

Das Höchste nun aber, was als göttliche Gabe dem Menschen zu Teil werden kann, ist nicht die wissenschaftliche, nicht die künstlerische, sondern die sittliche Genialität, die tief im Herzen ruhende, freudige Neigung, das Gute zu thun, ohne Zwang, ohne Gebot, ohne Kampf, weil es uns natürlich ist so zu handeln, weil die gegenüberliegende Handlung oder Versäumnis uns widrig und häßlich erscheint. Darüber hat Schiller viel in seinen philosophischen Schriften verhandelt, in bestimmtem Gegensatz gegen Kant, der bei der guten sittlichen That von einer Herzensneigung zum Guten nichts wissen wollte und es für gefährlich hielt, dieser Neigung dabei irgend welchen Spielraum zu gewähren.

Schiller dagegen meinte, daß „die sittliche Vollkommenheit des Menschen nur aus dem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen könne. Der Mensch sei nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend sei seine Vorschrift, und Tugend sei nichts anderes als Neigung zur Pflicht. Erst wenn die sittliche Denkart uns zur Natur geworden, sei sie geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwende, so müsse ja der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der blos nieder geworfene Feind könne wieder aufstehen, aber der Versöhnte sei wahrhaft überwunden“. Kants Moral in ihrer Rigorosität war ihm eine Moral für die Knechte, aber nicht für die Kinder des Hauses. Dieser Sinn liegt auch in dem Epigramm, das freilich Kants Ansicht in starker Übertreibung wiedergibt:

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band.*)

*) Dieses freudige Thun des Guten schildert Rückert sehr schön durch das Bild des Baumes (Weisheit des Brahmanen VII, 62):

Mein Herz, sieh an den Baum in seiner Blütenpracht;
Es wird ihm gar nicht schwer, was ihn so herrlich macht.
Aus seinem Innern scheint, er braucht sich nicht zu zwingen,
Ein Strom von Lust und Licht und Liebe zu entspringen.

Diese Schönheit der Seele, diese Anmut des sittlichen Handelns fand er, wenn irgendwo, im Thun und Sein der Frauen verwirklicht, während der Mann im Kampfe des Lebens, im Kampfe mit seinen Leidenschaften sich nur zur Würde und Größe des moralischen Handelns hindurchringen könne und müsse. Natürlich hat ihm bei diesem Bilde von den Frauen vor allen seine eigene Frau vorgeschwebt. Sie ist es ohne Zweifel auch, die er in folgenden Versen anredet, wenn er ihren Namen auch unter der Überschrift Amanda verborgen hat:

Dünke der Mann sich frei! du bist es; denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Mit Mühe ringt er nicht, das Einzle zu gebären;
Das Ganze lebt und wirkt, er lässet es gewähren.
Du solltest deine Pflicht, wie er die seine, thun,
Dann wärest du so licht, und bist so trübe nun.

Daß aber den Menschen, die zu einzelnen Bethätigungen der Sittlichkeit angeborene Neigung zieht, auf andern Gebieten schwere Kämpfe nicht erspart werden, deutet derselbe (XVI (II) 9) an:

Das Gute thun ist leicht, selbst Schwachen eine Lust,
Das Böse meiden schwer, Kampf einer Heldenbrust.

Am schärfsten jedoch hat Schiller den Gegensatz zwischen der den ganzen Menschen beherrschenden sittlichen Gesinnung und den einzelnen moralischen Handlungen in dem Distichon ausgedrückt:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

(Was hier „Adel" und „zahlen" bedeute, sieht man aus Goethes Worten in den Lehrjahren (II, 3): „ein Edelmann, der mit seiner Figur, mit seiner Person, es sei bei Hofe oder bei der Armee bezahlen muß." Vergl. Josephs II. Brief an Maria Theresia (4. April 1764): „Bei den großen Gelegenheiten zahle ich mit meiner Person und mache mir einen Ruhm daraus, alles gut zu leisten; bei den kleinen jedoch lasse ich mich gehen und werde ein sehr armseliger Herr". So schreibt auch Wilh. Meister an Werner: „Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben".)

In dem Gedicht, in welchem er alle hohen Lebensgüter unter dem Namen „Glück" zusammengefaßt hat, wird dieses höchsten aller Güter nur mit folgenden wenigen Versen gedacht:

Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Mit diesen wenigen Worten hat er aber hier wohl deshalb diese ernste Frage behandelt, weil er bereits drei Jahre früher in einem besonderen, umfangreichen Gedicht, im „Genius", seiner Überzeugung und Anschauung klaren und beredten Ausdruck gegeben hatte. Dieses Gedicht ist aufzufassen als ein Gespräch zwischen ihm selber und einem jüngern Freunde. Der Freund fragt ihn, ob er sich denn in seinem sittlichen Verhalten durchaus von deutlichen, erst durch tiefes Nachdenken zu erwerbenden Begriffen, von Regeln und Vorschriften leiten lassen, ob er dem unbewußten Triebe mißtrauen müsse. Der Dichter antwortet ihm: „Die Poeten singen wohl von einer goldenen Zeit, da der dunkle Trieb der Menschen noch nicht irrte, sondern sicher und stetig auf das Gute und Schöne gerichtet war. Die Zeit ist vorbei, vermessene Willkür hat den göttlichen Frieden der Natur gestört, das Gefühl entweiht, das Orakel in der Brust verstummen lassen. Nun bedarf es der Einsicht und Weisheit, um feste Normen wieder zu finden."

Dann fährt der Dichter fort, dennoch wenigstens die Möglichkeit einer in ungetrübter Reinheit empfindenden Seele offen lassend, die er sich zugleich mit hoher künstlerischer Begabung ausgestattet denkt:

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —*)

*) Gequält von solchem Widerstreit der Empfindungen sagt Max zu Thekla (Wallensteins Tod III, 21):

O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Herzen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Wer könnte sich der Gewalt dieser dichterischen Beredsamkeit entziehen, dieser Worte voll von einfacher majestätischer Schönheit. In ihnen liegt das höchste Ideal des Menschenglücks, wie es dem gereiften Mann und Dichter vor der Seele stand.

Zu den schwierigsten**) Gedichten gehört unstreitig Schillers Ideal und Leben; aber für so schwierig möchte ich es doch nicht halten, daß man es nicht gelegentlich mit Oberprimanern, die mit Verständnis Goethes Tasso und Platons Phaidon bis Kapitel 34 lesen, behandeln könnte. Gelingt es, das herrliche Gedicht ihnen einigermaßen verständlich zu machen, so haben sie jedenfalls einen großen Nutzen davon für alle Zeit; denn so leicht wird das dabei Gewonnene nicht wieder verloren gehen.

Die fünfzehn Strophen gliedern sich sehr klar in drei Teile, I. Str. 1 bis 5; II. Str. 6 bis 13; III. Str. 14 und 15.

Der erste Teil enthält die Klage über die dem Menschen gesetzten Schranken und zeigt den Weg, wie er sich wenigstens auf Stunden durch die Flucht in das Ideal darüber erheben kann.

Wo ist eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
Das Rechte mir, das Unverfälschte schöpfte,
Am reinen Lichtquell mit der reinen Hand!

Max sucht und findet in Thekla diesen Engel, diesen Genius.

**) Wilhelm von Humboldt sagt in seinem Briefe an Schiller über das Gedicht mit Recht: „Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen es bewundern zu dürfen."

Der zweite gibt vier Beispiele dieser Flucht in Antithesen, indem er anschaulich macht, wie sie dem Menschen offen steht auch innerhalb der energischsten, praktischen Willensbestrebungen, der ermüdenden künstlerischen oder wissenschaftlichen Arbeit, des Ringens mit der Sünde, des Kampfes mit quälenden Schmerzen.*)

Der dritte Teil zeigt im allgemeinen durch die Allegorie vom ringenden und verklärten Herakles die Erhebung ins Ideal aus aller irdischen Not.

Im Einzelnen ist der Gedankeninhalt des Gedichts folgender.

Str. 1: Während die olympischen Götter, unberührt von der alles andre erbarmungslos zerstörenden Zeit, in ewig unveränderter Seligkeit leben, da sie sich nichts zu versagen brauchen, was die sinnliche Natur verlangt, und doch dabei den Frieden der Seele niemals verlieren, hat der Mensch zu wählen zwischen einem Sinnenglück, das seine Seele verunreinigt, und Seelenreinheit, die durch schmerzliches (banges) Verzichten auf die Sinnenlust erworben und erhalten wird. Daß hier die olympischen Götter nicht mit den menschlichen Schwächen behaftet gedacht sind, wie sie in der Ilias erscheinen, ist klar genug. Die mythologische Einkleidung dient nur dazu den Gedanken zu verdeutlichen, daß vollkommenes Glück nur da zu finden ist, wo Befriedigung der sinnlichen Begierde mit höchster sittlicher Reinheit verbunden erscheint. Diese Verbindung ist in keinem Menschenleben verwirklicht.

Str. 2: Möglichst nahe kommen kann aber der Mensch diesem Glück (auf Erden, dem Reiche des Todes, den Göttern gleichen d. h. ähnlich sein), wenn er auf die Materie der Sinnlichkeit (die wandelbaren Freuden des Genusses, das Brechen der Frucht) verzichtet und sich mit dem Anschauen der von Sinnlichkeit nicht zu trennenden Schönheit (dem Weiden des Blickes an dem Scheine, der ästhetischen Freude) begnügt, von der Sinnlichkeit also nichts begehrt, als die schöne Form, in welcher sie in jeder Kunst erscheint. Daran hindern uns nicht äußere Gewalten, sondern das innere, verderbliche Verlangen. Das wird wieder durch ein mythologisches Bild veranschaulicht, durch das

*) Streng genommen ist nur von dem marternden Anblick fremder Schmerzen die Rede.

Schicksal der Persephone, die nicht durch den Styx von der Oberwelt (der ästhetischen Seligkeit) fern gehalten wird, sondern durch den unseligen Genuß des Granatapfels.

Str. 3: Die Materie ist beständigem Wechsel unterworfen (dem dunklen Schicksal), die Form aber (Gestalt εἶδος, ἰδέα im platonischen Sinne) bleibt völlig unberührt. Wer an der ewigen, schönen Form der Dinge sich genügen läßt, in ihrem Anschauen (gleichsam auf ihren Flügeln) sich über die Lust und Not des Erdenlebens emporheben läßt, der lebt im Reiche des Ideals, hat so lange wenigstens alle Beängstigungen, welche uns der Kampf mit der Sinnenlust und das Bewußtsein durch diesen Kampf doch nicht zum Seelenfrieden zu gelangen, unablässig verursacht, überwunden, hat die Angst des Irdischen von sich geworfen. — Es ist klar, daß der Dichter in den vier Versen dieser Strophe zu einem Verhalten auffordert, das er am Schlusse seines Gedichtes der Genius schildert. Außerdem ist für das Verständnis durchaus festzuhalten, daß Schiller die ideale ästhetische Stimmung der Seele als etwas Allgemeines aufgefaßt wissen will, unter welches er die höchste Sittlichkeit subsumiert.

Auch unter dem ähnlichen Verhältnis der Ursache und Wirkung wird beides von ihm gedacht. So in dem Distichon: „Zweierlei Wirkungsarten.“

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Derjenige Mensch aber, der sich zu dieser schönen Empfindung, aus der nach Schiller dies edle sittliche Thun von selber hervorquillt, nicht erheben kann, ist darum doch durchaus nicht von ernster moralischer Arbeit freigesprochen. Er muß dann eben auf jedes Verhältnis zur Sinnlichkeit verzichten, zur Askese sich wenden, leben, als wenn das Sinnliche, für dessen reine Form er nun einmal kein Organ hat, für ihn gar nicht existierte. Das ist der Inhalt des Epigramms „die moralische Kraft.“

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen*)
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

*) Derselbe Gegensatz ist gewiß auch anzunehmen in dem Epigramm „Das Subjekt“ aus den Votivtafeln, das Schiller in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen hat:

Str. 4: Die menschliche Seele nun, in welcher diese Erhebung sich vollzieht, wird dann gleich der Seele, wie sie bei Gott war, bevor sie in den Leib herniederstieg (den traurigen Sarkophag, *σῶμα σῆμα*), oder gleich den körperlosen Schatten in der Unterwelt (den schweigenden Phantomen). Also das „Götterbild der Menschheit" (V. 3) ist hier nicht etwa in objektivem Sinne zu nehmen, als die (platonische) Idee des Menschen, die ein Gegenstand der Betrachtung wäre, sondern in subjektivem Sinne als die von den Schranken der Körperlichkeit nicht gehinderte betrachtende Seele selber. Sie wird hier schwebend gedacht mit bestimmter Rückbeziehung auf Str. 3, 7 und heißt jugendlich in dem Sinne, in welchem Schiller in dem Epigramm „Quelle der Verjüngung" sagt:

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend; sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

Die so im „himmlischen Gefilde" wieder wandelnde Seele kennt nicht mehr Not und Kampf, sie hat gesiegt und den Frieden errungen.

Str. 5: Aber nicht für immer. Auch wer nicht mehr kämpfen wollte (wessen „Sehnen ruhen"), der wird doch durch die gebieterischen Forderungen des Lebens stets wieder in den Kampf hineingerissen. Nur eine vorübergehende Erquickung ist dieses friedereiche Leben im Ideal, keine Lossprechung vom Kampfe auf alle Zeit („kein Entstricken der Glieder vom Kampfe"). Aber wenn nun in dem stets wieder beginnenden Lebenskampfe die Seele ermatten will („des Mutes kühner Flügel sinkt"), steht es auch immer wieder den Menschen frei, sich in die ideale Welt zu erheben.**) Die Er-

---

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren,
Aber schwieriger ist diese sich selbst zu entfliehn.

„Sich selbst bewahren" ist die sittliche Arbeit des vernünftig Wollenden an sich, „sich selbst entfliehn" der so wenigen und so selten gelingende Aufschwung in das Ideal, die Flucht aus dem engen, dumpfen Leben (Str. 3), das Fliehen aus der Sinne Schranken (Str. 11). — Viehoff scheint mir (II. S. 311 f.) den Sinn dieses Epigramms mißverstanden zu haben.

**) Daß dieser Sinn in den vier Versen liegt:

Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

hebung ist also keine dauernde, aber auch nicht eine einmalige, sondern eine oft wiederholte.

Str. 6 und 7: Wer im praktischen Leben Bedeutendes erreichen will, darf die größte Anstrengung nicht scheuen, muß den Feinden, die unausbleiblich sind, kühn und beharrlich entgegentreten:**) aber auch der praktisch noch so thätige Mensch kann es doch vorübergehend in sich still werden lassen und der idealen Stimmung seine Seele öffnen. Dann schweigen in ihm alle sonst sein Leben beunruhigenden Triebe, nichts steht ihm dann feindlich gegenüber. Den Kampf des Lebens hat der Dichter hier durch das Bild eines griechischen Wettfahrens veranschaulicht. Daraus und besonders aus dem von ihm gebrauchten Ausdruck „auf des Ruhmes Bahn" geht hervor, daß er hier nicht an den alltäglichen Kampf der Menschen um ihre Existenz denkt, sondern an großartige, un-

---

kann kaum zweifelhaft sein, aber die Ausdrucksweise ist nicht geeignet, den Gedanken sogleich klar hervortreten zu lassen. Dem Flügel des Mutes, der ernsten gewissenhaften Arbeit, wird durch die Worte „das erflogne Ziel" ein anderer Flügel gegenübergestellt, auf dem man sich, wenn die Seele zu dieser Stimmung überhaupt gelangt, mühelos in das lichte Reich der Schönheit emporschwingt (vergl. Str. 3, 7 und 8 und Str. 4, 2 und 3 und in den „Künstlern" gegen Ende: „Erhebet euch mit kühnem Flügel hoch über euren Zeitenlauf.") Gewiß wäre es also zweckmäßiger gewesen, wenn Schiller, wo er von dem Mute spricht, die Metapher Flügel nicht angewendet hätte. Das Stehen auf dem Hügel der Schönheit bedeutet die erhabene Seelenstimmung, die unserem geistigen Auge das Anschauen des Idealen überhaupt möglich macht. Das Ziel ist also dadurch erflogen, daß es mit Klarheit angeschaut wird. Hügel der Schönheit ist demnach die subjektive Stimmung, das erflogene Ziel die objektive Welt der Ideale, die nur von jenem Hügel aus (durch jene Stimmung) dem Auge sichtbar wird. — Zum Verständnis ist es auch zweckmäßig die Stelle aus den „Künstlern" zu vergleichen, „Wenn er (der Denker) auf einen Hügel mit euch (den Künstlern) steiget, und seinem Auge sich, in mildem Abendschein, das malerische Thal — auf einmal zeiget" und die folgenden Verse.

**) Legt man in dem Verse Str. 6, 4 „da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen" Gewicht auf die Verschiedenheit der beiden Substantive, so wird Kraft in dem Sinne des kräftigen Widerstandes genommen werden müssen. Vielleicht hat aber Schiller nur damit sagen wollen: „da mag sich eine kühne Kraft an der andern zerschlagen."

gewöhnliche Ziele des menschlichen Willens. In diesem Sinne wird auch die Strophe 6 schon eingeleitet: „wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen," d. h. die Herrschaft über andere zu gewinnen und die gewonnene zu erhalten. Das Bild des Wettkampfes wird im Anfang der siebenten Strophe ersetzt durch das Bild eines wild aufgeregten Flusses und diesem dann (und damit auch dem des Wettkampfes) das von dem ruhig dahinfließenden Strome gegenüber gestellt, in dem die Gestirne sich spiegeln, um durch dieses von den Dichtern oft gebrauchte Bild die auf die praktischen Bestrebungen verzichtende, idealen Interessen zugängliche Seele zu veranschaulichen.*)

Str. 8 und 9: Dem praktisch thätigen, auf große Ziele gerichteten Menschen tritt hier der künstlerisch und wissenschaftlich schaffende gegenüber. Auch er lebt keineswegs immer im Anschauen des Ideals, auch er hat mühevoll zu arbeiten, um der genialen künstlerischen Conception, dem genialen Wahrheitsgedanken durch die Materie des Steins, der Farbe, des Tones, des Wortes vollkommen entsprechenden Ausdruck zu geben. Aber zuweilen wird er bei dieser Arbeit durch das selige Anschauen dieses Ideals erquickt, das schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen, vor seiner Seele steht, ohne jeden Mangel, diesen Zeugen der menschlichen Bedürftigkeit, welcher der verwirklichten künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfung immer anhaftet.**)

Strophe 10***) und 11: In dem Kampfe gegen die Sünde darf

*) Eingehenderes hierüber weiter unten bei der Besprechung des Goetheschen Gedichtes „Gesang der Geister über den Wassern."

**) Vergl. hierüber das oben in der Besprechung des Gedichts „Das Glück" Erörterte.

***) Die Strophe 10 bietet für die Erklärung einige Schwierigkeit. Der Dichter sagt hier (in diesem besonderen Falle) „kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen", während er doch in Strophe 5, wo er ganz im allgemeinen von der Erhebung ins Ideal redet, ein erflogenes Ziel kennt. Der Widerspruch löst sich aber dadurch, daß das Ziel in Strophe 5 nur in so weit ein erflognes ist, als es vollkommen deutlich angeschaut wird, in unserer Strophe dagegen dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß nur das Ziel als ein erflognes (erreichtes) gilt, bei dem man sich unmittelbar befindet. Das Ziel der völligen Sündenlosigkeit könnte eben nur dann erreicht sein, wenn der Mensch

niemand hoffen völligen dauernden Sieg zu erringen; so lange das Gute uns ein Gesetz ist, erfüllt es niemand. Es gibt aber Augenblicke und Stunden, in denen gar kein Kampf mehr nötig ist, weil das Gute uns das Natürliche wird, weil wir die Gottheit in unsern Willen aufgenommen haben. Wir kämpfen dann nicht mehr gegen das Sinnliche, weil wir ihm gänzlich entflohen sind. Den dauernden Zustand eines so von sittlicher Genialität getragenen Menschen hat Schiller (siehe oben S. 71) in seinem Gedicht „der Genius" geschildert, mit weiser Besonnenheit denselben aber auch nur als einen durchaus hypothetischen dargestellt.

Strophe 12 und 13: Auch wo in der wirklichen**) Welt der Schmerz erscheint, können und dürfen wir die selige Ruhe nicht bewahren, es ist unsere Pflicht, an den Leiden anderer teil zu nehmen; alle idealen Bestrebungen (das Unsterbliche in uns) müssen zurücktreten vor dem Mitleiden (der heiligen Sympathie). Aber anders ist es in der Welt des Ideals, der reinen Formen, der künstlerischen Gebilde.***) Hier wird, besonders in der Tragödie, der Schmerz wohl dargestellt, aber auch die Erhebung darüber.

---

sündenlos geworden ist, nicht dann, wenn er diesen Zustand nur klar anschaut.

Der Schlußvers „Und kein Anker findet Grund" ist darum nicht leicht verständlich, weil man nicht nur an die ungeheure Tiefe des trennenden Gewässers zu denken hat (denn an sich wäre diese gar kein Grund gegen eine glückliche Überfahrt), sondern auch an irgend welche (vom Dichter nicht erwähnten) Störungen während der Fahrt denken muß, welche es notwendig erscheinen lassen, den Anker hinabzulassen.

**) Es hindert gewiß zunächst die klare Auffassung des Gedankens, daß vom Dichter gerade Laokoons Leiden gewählt sind als Beispiel für Schmerzen in der Wirklichkeit. Aber es ist zweifellos, daß der Dichter es so gemeint hat.

***) Es hieße hier den Dichter sehr mißverstehen, wenn man aus Strophe 13 die Aufforderung heraus läse, sich der Teilnahme an fremdem wirklichem Schmerz zu entziehen durch die Betrachtung von Schöpfungen, in welcher uns der Schmerz in dichterischer Verklärung erscheint. Weder hier noch in Strophe 7 ist eine Aufforderung enthalten, nur der Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal wird in dem ersten und in dem letzten Antithesenpaar dargestellt. Wo der Dichter in der That auffordert, wendet er auch Imperative an, wie Strophe 9 „dringt" und Strophe 11 „flüchtet".

Und vor allem verläßt uns nie das Bewußtsein, daß wir es hier mit keinen Realitäten zu thun haben, auch nicht in der am meisten realistisch gefärbten, aus den Erfahrungen des wirklichen Lebens geschöpften Darstellung. Von einem „trüben Sturm des Jammers," von einem „Durchschneiden der Seele" in bitterem Schmerz kann hier keine Rede sein. Die Kunst verklärt die Wirklichkeit, wie der Regenbogen auf der dunklen Wolke liegt; und bei allem Traurigen, was dargestellt wird, verläßt uns nicht der beruhigende Gedanke, daß alles nur ein Spiel der Phantasie ist, es „schimmert durch der Wehmut düstern Schleier hier der Ruhe heitres Blau."*)

In Strophe 14 und 15**) endlich wird in durchsichtiger, für gereifte Schüler keiner Erklärung im einzelnen bedürfenden Allegorie die Not und der Kampf, welche mit dem Leben in der Wirklichkeit verbunden sind, und die Erhebung aus alle diesem in die Welt des Ideals durch das Bild des ringenden und verklärten Herakles dargestellt.

Darauf muß aber noch hingewiesen werden, daß von den vier Gegensatzpaaren die beiden ersten von dem Thun besonders begabter Menschen handeln, nämlich die Str. 6 und 7 von den praktischen Heroen, die Str. 8 und 9 von den Geistes-Heroen, so daß in diesen beiden Paaren das Streben der Menschen nach Macht, Schönheit und Wahrheit erscheint, welche alle drei als allgemeine Gebiete des menschlichen Strebens nicht bezeichnet werden können.

Dagegen wird in den beiden anderen Gegensatzpaaren von dem gesprochen, was allen Menschen gemein ist,***) von dem

---

*) Sprachlich erscheint hier das erste Bild vom Regenbogen und der Donnerwolke bloß als Veranschaulichung des zweiten Bildes von düsterem Schleier und dem durchschimmernden Blau. Sachlich aber lassen sich die beiden Bilder kaum in diesem Verhältnis denken, so daß ich es vorziehe, sie als zwei selbständige Bilder zu denken, welche wohl Ähnliches, aber nicht Identisches erläutern.

**) Mit der Form der Wiederholung „sinkt und sinkt und sinkt" ist zu vergleichen Eurip. Bacch. 1065 κατῆγεν, ἦγεν ἦγεν, und Schiller Braut von Messina (Cajetan): „rinnet, rinnet, rinnet dein Blut"; mit dem Inhalt des dadurch Dargestellten Schiller am Schluß der Jungfrau: „Hinauf, — hinauf — die Erde flieht zurück."

***) Darum heißt es auch in Str. 10 „in der Menschheit trauriger Blöße und in Str. 12 „der Menschheit Leiden, während in Str. 6 und Str. 8 von dem Starken und von dem Genius gesprochen wird.

Kampf gegen die Sünde und gegen den Schmerz, also von dem Streben nach Heiligkeit und nach Frieden.

Schließlich wird es mit Rücksicht darauf, daß die Schüler wohl sämtlich, auch wenn die Schule es ihnen nicht vermittelt hat, Schillers Gedicht „Die Ideale“ kennen und es mit seinem an sich viel verständlicheren Inhalt, der mehr in das Gebiet der Gefühlslyrik als der Gedankenlyrik gehört, lieb gewonnen haben, kaum zu vermeiden sein, daß man darauf aufmerksam macht, daß dort die Bezeichnung Ideal oder, wie mit Recht es im Plural heißt „die Ideale“ in anderem, viel allgemeinerem Sinne gebraucht ist, als in unserem Gedicht. Dort nämlich sind es nicht die reinen Formen der Dinge und die ästhetische Freude daran (aus welcher auch das höchste sittliche Verhalten nach Schiller geboren wird), sondern es wird dort unter den Idealen dem vulgären Sprachgebrauch entsprechend alles Höchste im Menschenleben verstanden, dessen Erreichung durch Begabung, durch angestrengte Thätigkeit, durch günstige Verhältnisse und Glücksumstände möglich ist oder von der jugendlichen Seele ihr als möglich vorgespiegelt wird. Die „holden Phantasien“ sind also recht sehr auch praktischer Art, allerdings nicht bloß dieser. Denn natürlich schweben dem künstlerisch schaffenden Menschen — und von solchem ist in dem Gedicht die Rede, weil es eben ein Monolog Schillers ist, („fast zu subjektiv wahr“, wie er mit Unrecht selber sagte, „um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können“, „eine Stimme des Schmerzes,“ „mit der er sich von einer Last erleichtert habe“) — auch Erfolge in schöpferischer Thätigkeit vor, von denen besonders in Str. 3 bis 5 die Rede ist. Aber es wird doch im folgenden nicht minder klar von Dingen gesprochen, welche die Verhältnisse des realen Lebens angehen, von der schönen Liebeszeit, von dem goldenen Kranz des Glückes, von der Sternenkrone des Ruhms. Unter den Idealen in diesem Gedicht sind also alle hochfliegenden Wünsche und Bestrebungen gedacht, auf welche der resignierte Dichter nunmehr verzichtet. Der Aufschwung zu dem Ideal aber, welches in dem andern Gedichte gemeint ist, der gerade bleibt nach der Schlußstrophe dem Dichter unbenommen, denn ohne den ist die „nie ermattende Beschäftigung,“ von welcher er hofft, daß sie den „Sturm seiner Seele beschwören“ wird, nicht möglich. Sind alle andern Jünglingsideale „zerronnen,“ die einst „sein trunknes Herz geschwellt“ haben, so ist dem Manne dieses Ideal

übrig geblieben, und Schiller hat, wie wenige, in dem Anschauen desselben gelebt bis zu seinem Tode. Denn

Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Eine Besprechung gedankenreicher Gedichte in solcher Weise halte ich für die ersprießlichste Art, in welcher den Schülern psychologische Gedanken mitzuteilen sind. Sicherlich kommt solcher Behandlung das Interesse der Schüler entgegen, und der Lehrer schafft ihnen dadurch einen begrenzten, leicht zu überschauenden Gedankenkreis, in welchem sie sich in ihren Aufsätzen mit einiger Sicherheit bewegen können.

Sehr geeignet sind als Grundlage für eine zusammenhängende psychologische Gedankenreihe einige von den hymnenartigen Gedichten Goethes. Ich mache zum Schluß in folgendem den Versuch, den Inhalt dieser in Verbindung mit Gedichten von Schiller und Rückert einer zusammenhängenden Darlegung leicht aufzufassender psychologischer Gedanken (im weitesten Sinne des Worts) einzufügen. Natürlich wird bei dieser Gelegenheit alles das erscheinen, was ich von Erklärung der Gedichte auf der obersten Stufe für notwendig oder zweckmäßig halte. Daß ich hie und da von der üblichen Erklärung abweiche, wird dem Kundigen nicht entgehen, auch wenn ich nicht jedesmal ausdrücklich darauf aufmerksam mache.

Die Untersuchungen über das Wesen der Seele, ihr Verhältnis zum Körper, über den Bereich und die Grenzen ihres Vermögens, wie es die wichtigsten sind, so sind sie auch die schwierigsten, die wichtigsten, weil in gewissem Sinne seit Protagoras, Locke und Kant die Psychologie als die Alles in sich schließende Wissenschaft bezeichnet werden kann, die schwierigsten, weil hier und hier allein der Untersuchende nicht verschieden ist von dem zu Untersuchenden. Nicht bloß in moralischer, auch in intellektueller Hinsicht ist die Erfüllung des Gebots „Erkenne Dich selbst" eine sehr schwer zu gewinnende Grundlage dort der sittlichen Handlung, hier der richtigen Welterkenntnis.

Im allgemeinen haben wir daher von den Dichtern nicht zu erwarten, daß sie uns in dieses dunkelste aller Forschungsgebiete hineinführen werden, wo die Kraft und Kunst poetischer Veran-

schaulichung ermattet oder ganz versagt. Denn „Phantasiebilder“, die hier „an die Stelle mancher unaufgelöster Probleme dennoch hingefabelt werden“, oder andere wirklich gelöste Probleme zu sinnlicher Klarheit bringen sollen, würden schwerlich Geist und Gemüt erfreuen und erwärmen. Und so werden wir Rückerts Worte nicht als ausnahmslos wahr gelten lassen können:

Allem läßt sich abgewinnen
Eine Seite, wo es glänzt;
Und was kein Verstand aussinnen
Kann, hat Phantasie ergänzt.

Goethe ist sich der großen Schwierigkeit psychologischer Reflexionen wohl bewußt gewesen; er bezeichnet sie sogar einmal als Quälereien, ja in seinen zahmen Xenien sagt er scherzhaft übertreibend in einem kleinen Wechselgespräch:

„Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht!“ —
Mein Kind, ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Und nach anderer Richtung hin übertreibend sagt der ihm so congeniale Rückert, wahrscheinlich durch einen der Goetheschen Sprüche in Prosa dazu veranlaßt:

Den Spruch: Erkenne Dich! sollst du nicht übertreiben;
Laß immer unbekannt dir in dir etwas bleiben.
Den Grund, aus welchem quillt dein Dasein, mußt du fühlen;
Zerstören wirst du ihn, wenn du ihn auf willst wühlen.
Die reine Quelle wird, frech aufgewühlt, ein Sumpf;
Nicht wer sich nicht erkennt, wer sich nicht fühlt, ist dumpf.

So abgeneigt gewissen psychologischen Reflexionen also sind gerade die Dichter, aus deren poetischen Gebilden, besonders aus Goetheschen, einige psychologische Gedanken entwickelt werden sollen. Schwierige Probleme werden es also nicht sein, zu denen uns die Betrachtung dieser Dichtungen führt, sondern Gedankenreihen und Anschauungen, die für jeden Gebildeten von Interesse sind, wenn ihm auch nichts so fern liegen sollte, wie philosophische Abstraktionen.

Der dunkle geheimnisvolle Grund alles geistigen Lebens ist das Gefühl, d. h. Alles, was in unserem Bewußtsein vorhanden ist, ohne die festen Umrisse von klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen angenommen zu haben und ohne sich zu einem auf bestimmte Ziele gerichteten Wollen zu steigern. Auch der scharf-

sinnigste und phantasievollste Mensch vermag sich nur wenig von dem, was er empfindet, begrifflich und anschaulich zu machen, und auch der thätigste und energievollste Mensch nur wenigem von dem, was er empfindet, sichtbaren Ausdruck zu geben durch sein Wollen und Wirken. Darin freilich besteht der Hauptunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, daß jener weiß, was dieser nur empfindet; aber es gibt eben Gebiete, wo auch von dem Gebildetsten nichts zu wissen ist, und die Seele doch voll und übervoll ist von unnennbaren, beseligenden Gefühlen. Dahin gehört nach Lessing das Gebiet der Religion, und Goethe sagt von demselben Gebiet: „Gefühl ist Alles, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ Nicht das gesprochene Wort, sondern was in der schweigenden Seele lebt, was unausgesprochen in ihr zurückbleibt, ist der wesentliche Inhalt des religiösen Gefühls. Hier gelten Schillers Worte: „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.“

Aber auch sein sittliches Thun gestaltet der Mensch viel mehr nach dunklen Gefühlen als nach klaren Begriffen. Daraus und nur daraus ist es zu erklären, daß die philosophischen Moralsysteme, so unendlich verschieden in ihren Begriffen und Begründungen, doch mit verschwindenden Ausnahmen auf die Empfehlung derselben Handlungsweise hinauskommen, mag in dem System selber Gottähnlichkeit, Gehorsam gegen Gott, Pflichterfüllung, Übereinstimmung mit der Natur, Eudämonie, Mortifikation des Willens, oder was auch immer, der spekulative Gedanke sein. Mit Recht weist deshalb Iphigenie, als von außen Gedanken an ihre Seele herantreten, die mit dem dunklen Gefühlsinhalt derselben in Widerspruch stehen, die sie bedrängende und verwirrende kluge Rede des Freundes mit den Worten ab: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur.“

Unendlich Vieles aber nun aus unserer Empfindungs- und Gefühlswelt klärt sich zum begrifflichen Denken. Die menschliche Rede gibt davon Zeugnis, obzwar leider so manches gesprochene, geschriebene und gedruckte Wort nur den trügerischen Schein begrifflichen Denkens hat. Über die Gesetze aber, nach denen dieses sich immer vollziehen sollte, also die logischen Grundsätze und Regeln, poetische Gedanken bei einem Dichter zu finden, werden wir nicht erwarten, es müßten denn die berühmten spottenden Worte des Mephistopheles im Goetheschen Faust sein, in denen mit Recht der Mißbrauch des begrifflichen Denkens verhöhnt wird,

wenn es aus sich selber Wahrheiten herausspinnen soll, losgelöst von der Erfahrung, also im letzten Grunde von der Empfindung.

Anders das anschauliche phantasievolle künstlerische Denken. Wenn irgendwo das unaussprechliche Gefühl annähernden Ausdruck gewinnen kann, dann gewiß in dem Kunstwerk, mag sein Material Töne oder Farben, Steine oder Worte sein. Und dessen ist sich natürlich der denkende Künstler bewußt. So nennt Goethe die Kunst eine Vermittlerin des Unaussprechlichen. Ihm ist das Gefühl das gestaltlose, flüssige Element, und nur dem Dichter gelingt das Wunder, das aller Form Widerstrebende zu formen:

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.*)

Und wenn der nüchterne, wenigstens mit produktiver Phantasie nicht begabte Mensch die Gefühle, die seine Seele tumultuarisch durchwogen und schmerzlich bedrängen, still und stumm mit sich herumtragen muß, so erleichtert der Dichter durch das phantasievolle Wort seine Seele und befreit sie durch diese künstlerische „Konfession" von dem Drucke, der auf ihr lastete. Auf des Dichters eigener Lebenserfahrung beruhen die Worte des Goetheschen Tasso:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

---

*) Vergl. Gedd. I, 276 (Hemp.):

Selgem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel.

Aber selbst Goethe konnte sich zu dem Geständnis gedrungen fühlen (Brief vom 10. Januar 1787 an seine Freunde in Weimar über die Iphigenie): „Freilich steht nicht auf dem Papier, was ich gesollt; wohl aber kann man erraten, was ich gewollt habe." Ähnlich in Künstlers Apotheose: „Erkenne Freund, was er geleistet hat, und dann erkenne, was er leisten wollte." Dem entspricht auch, was er in der ital. Reise beim Abschiede von Rom schrieb: „Ich scheute mich, auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft so inniger Schmerzen möchte verschwinden" und was er seinen Werther sagen läßt: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken." — Und ganz allgemein behauptet er die Unmöglichkeit das Empfundene adäquat durch Verse wiederzugeben in dem Gedicht „Der Kaiserin Becher":

Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.

Dieses göttliche Geschenk phantasievoller Rede hat niemand schöner und schwungvoller gefeiert, als derselbe Goethe in seinem Gedicht: „Meine Göttin“. Hier erscheint die Phantasie als die ewig bewegliche, immer neue,*) seltsame Tochter Jupiters, als sein Schoßkind, seine gewandteste, verzärtelte Tochter. Dichterisch veranschaulicht er die unendliche Möglichkeit verschiedenster phantasievoller Schöpfungen von den lieblich anmutigen bis zu den furchtbar erhabenen durch zwei kontrastierende Bilder, in denen er, wie im ganzen Gedicht, die Personifikation der Phantasie festhält, in dem einen als anmutige Fee, in dem anderen als wilde Furie**) sie schildernd:

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen:
Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände.***)

---

*) Das „immer neue“ findet seine beste Erklärung in Schillers Worten (Lied an die Freunde):

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

**) Nur die Erhabenheit phantasievoller Schöpfungen hat Rückert im Sinne, nicht die uns beängstigende Furchtbarkeit, wenn er in seinem Gedicht „die Zwei und der Dritte“ die Phantasie mit einem ungeheuren Riesenweibe vergleicht. In demselben erscheint der Witz als Zwerg und der Verstand als ein „proportionierter Mann“.

***) Wenn auf diese Verse folgt

Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen,

Dieses phantasievolle Denken, also ein Leben in Vorstellungen, die mit unserer täglichen Sorge und Not, mit der Lust des Augenblicks und der Befriedigung des rastlos fordernden Willens nichts zu thun und den Gesetzen der Schönheit sich zu fügen haben, sonst frei und ungefesselt sich emporheben über alle Realität, gilt dem Dichter als ein Hauptvorzug des Menschen vor den Tieren, „den andern armen Geschlechtern der kinderreichen lebendigen Erde“, die wandeln und weiden müssen „im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft“.

Und die innige Verbindung des phantasievollen Denkens mit dem wahrhaft menschlichen, über die Beschränkung der Tierheit sich erhebenden Wesen stellt er dar durch das Bild der engsten menschlichen Verbindung, durch die Ehe.**) Die Phantasie ist die

---

so wird nach der plastischen Darstellung der Phantasie als Fee und Furie der zwischen diesen Extremen liegende unendliche Reichtum derselben durch die immer wechselnden Farben des Sonnenaufganges und Sonnenunterganges und die immer wechselnden Formen der Mondphasen im allgemeinen veranschaulicht. Zu vergleichen sind die Schillerschen Verse in den Votivtafeln („die Mannigfaltigkeit“):

Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach spielenden Formen
  Bringet er dürftig und leer immer nur eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
  Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach um. —

Daß hinter den Worten „den Sterblichen scheinen“ ein Nachsatz fehle des Inhalts: „Immer ist sie des Menschen edelste Gabe“, wie Düntzer meint, ist eine ungerechtfertigte Annahme. Wer zu V. 17 bis 33 einen Hauptsatz sucht, findet ihn in V. 15 f.

**) Da der Dichter V. 34 ausdrücklich sagt „Laßt uns alle den Vater preisen“, so will er die Aufforderung nicht auf die phantasievoll Schaffenden beschränken, sondern auch auf die für die Kunst Empfänglichen ausdehnen. Er redet also nicht nur von der schöpferischen, sondern auch von der nachschaffenden Phantasie. — Wenn Düntzer den Ausdruck „unverwelkliche Gattin“ von der persönlich gedachten Einbildungskraft nicht ohne Anstoß findet, so hat er nicht Unrecht; denn die Phantasie gerade bleibt dem einzelnen Menschen nicht in derselben Frische bis in sein hohes Alter. Aber der (scheinbare) Anstoß ist mit Düntzer nicht dadurch zu beseitigen, daß man den Ausdruck „durch den höheren Flug der Ode entschuldigt,“ sondern

schöne unverwelkliche Gattin des Menschen, mit Himmelsband ihm verbunden, bei ihm bleibend wie eine treue Frau in Freude und Elend, die Freude ihm erhöhend, im Elend ihm Trost und Linderung gewährend. Und der Mensch soll sich das ihn erheiternde und tröstende Spiel der Phantasie, mag er es schöpferisch selbst hervorbringen, mag er andachtsvoll in das vom Künstler Geschaffene sich versenken, nicht verkümmern lassen durch die Einwendungen des nüchternen Verstandes, der auf die praktische Unbrauchbarkeit dieses Spieles, auf seinen Gegensatz zur Wirklichkeit hinweist. Goethe dachte wohl dabei auch an die verkehrten engherzigen Theorieen Gottscheds über das Wesen der Poesie, die von Bodmer und Breitinger nicht ohne Erfolg bekämpft, aber erst von Lessing völlig überwunden waren.

Während Goethe so dem Verstande, oder, wie er in seiner anschaulichen Sprache sich ausdrückt, der „alten Schwiegermutter Weisheit“ keine Rechte einräumen will über das Thun und Treiben der Phantasie, weist er in dem schönen Schluß des Gedichts darauf hin, daß auch im praktischen Leben die Phantasie segensreich sich thätig zeige als Hoffnung, „die ältere, gesetztere Schwester“ der dichterischen Phantasie, „seine stille Freundin“, Schwester, weil auch die Hoffnung lauter uns beglückende Vorstellungen von Unwirklichem enthält, und gesetzter, verständiger**) als jene, weil diese erfreulichen Vorstellungen sich doch im Gebiet des Möglichen halten, dessen Verwirklichung erwartet wird, und nicht umherschweifen auf Gebieten, die mit unserem persönlichen Wohlergehen nichts zu thun haben. Diese praktischen Phantasien stellen uns das leuchtende

---

dadurch, daß man die Worte „dem sterblichen Menschen“ eben nicht von dem einzelnen Menschen, sondern von dem Menschengeschlecht versteht. Dem ist allerdings die Phantasie eine unverwelkliche Gattin. — Die Worte „Laßt ihr die Würde der Frauen im Haus“ deuten darauf hin, daß die Kunst nicht bloß ein leichtes, anmutiges Spiel sei, sondern auch ernste Aufgaben zu erfüllen habe.

**) Ich meine also, daß in „ältere“ nichts anderes liegt als in „gesetztere.“ Man könnte freilich in „ältere“ auch ausgedrückt finden, daß in dem Menschengeschlecht und dem einzelnen Menschen die Hoffnung früher thätig war und ist, als das freie, künstlerische Spiel der Phantasie, doch kommt mir diese Erklärung zu gesucht vor und ist jedenfalls zu klarer Auffassung des Inhalts unnötig.

Ziel unseres Strebens als schon erreicht vor die Seele, oder spiegeln uns fröhliche Rettung vor aus der Not, die uns bedrängt, und so wird uns die Hoffnung eine Treiberin und Trösterin, von der wir wünschen, daß sie uns nicht verlassen möge bis zum Ende unserer Tage.

Wie nachdrücklich nun auch in diesem Gedicht Goethe die Ungebundenheit der dichterischen Phantasie betont, die alle Erscheinungen der Wirklichkeit überfliegen darf, den innersten tiefsten Gehalt der Wirklichkeit wird sie gerade am besten darstellen. Wie Aristoteles die Dichtung als philosophischer bezeichnete denn die Geschichte, so schildert Goethe in seinem Gedicht „Zueignung," wie er den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit erhalten habe. Und das durfte er sagen, wenn irgend ein Dichter; denn die Schöpfungen seiner Phantasie sind ein klarerer Weltspiegel, als das zuverlässigste, auf dem erschöpfendsten Quellenstudium beruhende Geschichtswerk. Diese innere Wahrheit der echten dichterischen Phantasie sichert sie auch vor dem Verirren in Geschmacklosigkeit. „Nichts ist fürchterlicher," sagt Goethe in seinen Maximen und Reflexionen, „als Einbildungskraft ohne Geschmack." *) Manche literarische Erscheinung, die er erlebte, konnte ihm diesen Seufzer auspressen, und auch wir Nachlebenden können leider Beispiele genug nennen, die sein Wort bestätigen. Nicht genug damit, daß Schriftsteller unseres eigenen Volkes uns damit be-

---

*) Daß übrigens die Phantasie nur eine der Gestaltung gerade von Kunstwerken eigentümliche Geisteskraft, nicht aber die allein dazu ausreichende ist, sondern der begleitenden Thätigkeit des verständigen Denkens gar nicht entbehren kann, ist an sich klar und ist in drei zusammengehörigen Distichen der Votivtafeln treffend und schön ausgesprochen:

Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der Tote kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.



glücken, auch aus Frankreich und England und Ungarn werden uns solche überaus phantasievollen und ungemein geschmacklosen Dichtungen in schreckenerregender Fülle importiert, um mit gieriger Hast verschlungen zu werden und nach kaum einem Decennium vergessen zu sein.

Interessant ist es mit dem besprochenen Goetheschen Gedichte ein Gedicht ähnlichen Inhalts von Rückert zu vergleichen, das poetisch von geringerem Wert, aber trotz seines viel kleineren Umfangs reicher an Gedanken ist. Die dichterische Wirkung erreicht Rückert weniger durch anschauliche Darstellung, als durch die Innigkeit und Prägnanz des Ausdrucks, durch die Form des Gebetes, die er seinem Gedichte gegeben hat:

Hauch Gottes, Poesie, o komm mich anzuhauchen
In Deinen Rosenduft die kalte Welt zu tauchen!
Was Du anlächelst, lacht, was Du anblickest, glänzt,
Die Eng' erweitert sich, und Weites wird begrenzt.
Durch Dich ist ewig, was im Augenblick geschwunden,
Was ich gelebt, gedacht, genossen und empfunden.

Von diesen drei Distichen hat das erste den leicht erkennbaren Inhalt: die dichterische Phantasie ist ein Geschenk Gottes, das uns die Öde des wirklichen Lebens zu verklären, auf den Empfänglichen wie der Frühling zu wirken vermag.

Viel inhaltreicher ist das zweite Distichon; es enthält in seinen vier Halbversen vier deutlich von einander geschiedene Gedanken. Der erste „was Du anlächelst, lacht" enthält den, daß dem Ernste des Lebens gegenüber alle poetischen Gebilde, auch die erschütterndsten, wie der sophokleische König Ödipus oder Shakespeares Lear, noch in dem Grausenhaften voll von einer gewissen Heiterkeit sind; denn die dichterische Behandlung nimmt ihnen das Bedrückende und Be-

---

Charlotte von Schiller hat Goethe als den Verfasser der drei Distichen bezeichnet; dennoch ist es möglich, daß sie von Schiller gedichtet sind, nicht etwa nur deshalb, weil in seinem an Goethe gerichteten Gedicht die Verse stehen:

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie.

(Ebenso sagt Andersen in „Eines Dichters Bazar" I, 6: „Im Reiche der Poesie sind nicht Gefühl und Phantasie die allein Herrschenden, sie haben einen ebenso mächtigen Bruder, er wird Verstand genannt.")

ängstigende, was von der Welt der wirklichen Leiden untrennbar ist. Es ist also derselbe Gedanke, den Schiller in die Worte faßt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Und fährt nun Rückert fort „was Du anblickest, glänzt“ so ist das wohl ein mit dem vorigen zusammenhängender, aber keineswegs identischer Gedanke, der nämlich, daß in der Welt, in die uns der Dichter hineinführt, alles den Gesetzen der Schönheit unterworfen ist. Schiller nennt diese Welt der Schönheit stille Schattenlande.

Von dem folgenden Verse „die Eng' erweitert sich, und Weites wird begrenzt“ ist die erste Hälfte ohne weiteres einleuchtend. Wie klein ist die Spanne Zeit, die wir durchleben, wie unbedeutend der Teil der Erde, den wir aus eigener Anschauung kennen lernen, wie arm oft an spannenden Ereignissen und bedeutenden Verwickelungen der Inhalt unseres eigenen Lebens und in unserer nächster Nähe; über diese Schranken erhebt uns die dichterische Phantasie, sie führt uns in die fernsten Zeiten und Räume und läßt uns hineinschauen in das reiche volle Leben der gewaltigsten Persönlichkeiten, in aufregende, uns beseligende und erschütternde Zustände und Handlungen. Wie sollte der Dichter nicht Recht haben, wenn er von der Erweiterung unseres engen Lebens durch die Phantasie spricht.

Aber nicht minder richtig ist es, daß durch dieselbe Phantasie das Weite begrenzt wird. Unser begriffliches, weites, farbloses Denken wird nämlich dadurch begrenzt, daß der Dichter seinen abstrakten Inhalt zu lebensvollen Gestalten, bedeutsamen Scenen verkörpert, zu Anschauungen verdichtet, die uns fast mit sinnlicher Gewalt ergreifen. Das geschieht schon durch jede Vergleichung, ja durch jeden metaphorischen Ausdruck, es ist ersichtlich in jeder Fabel und Allegorie; aber es wird besonders klar, wenn wir den ergreifenden phantasievollen Inhalt eines dramatischen oder epischen Gedichts auf den entsprechenden weiten, viel umfassenden und darum gerade inhaltlich leeren abstrakten Ausdruck bringen.

Und bei sehr bedeutenden Dichtungen wird es gar nicht möglich sein mit einem solchen Ausdruck die reiche Fülle der poetischen Gestalten und Situationen zu umfassen. So läßt sich aus der Antigone der abstrakte Gedanke gewinnen: Leidenschaftliche Unbesonnenheit in der Verfolgung edler Ziele führt zum Tode oder zu

einer Vereinsamung, die noch furchtbarer ist als der Tod. Dieses Gedankens scheint sich der Dichter selber in seinem dramatischen Schaffen am klarsten bewußt gewesen zu sein. Aber wer will uns abstreiten, daß in dem großartigen Gedicht auch folgender von dem vorigen sehr verschiedener allgemeiner Gedanke verkörpert ist: Kein menschliches Leben ist geordnet und glücklich, in welchem ein Konflikt besteht zwischen dem positiven Staatsgesetz und dem göttlichen ungeschriebenen Gesetz, das für jenes die ewige, lautere Quelle ist.

In den genialsten dichterischen Anschauungen liegt ja stets viel mehr, als der Dichter sich selber begrifflich klar gemacht hat. Wie begreiflich ist es also, wenn die Leser, von verschiedenen Standpunkten aus betrachtend, der eine dies, der andere jenes als die Idee bezeichnet, welche die Dichtung beherrscht und zusammenhält. Der Fall ist ja ein seltener, daß der Dichter selbst mit kurzem, klarem Wort nachher diese Idee ausspricht, wie Goethe über seine Iphigenie mit den Worten:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Und eben so selten ist der Fall und wohl nur kleineren Dichtungen gegenüber vorkommend, daß der begriffliche Gedanke so deutlich in dem Gedichte liegt, wie in Schillers Bürgschaft, ohne daß die Schönheit der Dichtung in ihrem anschaulichen Inhalt im mindesten dadurch beeinträchtigt wird.*) Diese Begrenzung des Weiten zu klarster Anschaulichkeit ist vielmehr der Art, daß an den zu lebensvoller Wirklichkeit ausgeprägten Gedanken auch ein Kindergemüt Wohlgefallen empfindet.

Die Verkörperung des Abstrakten aber macht das Flüchtigste und so schnell Vorüberrauschende, die menschlichen Gedanken und das menschliche Gefühl zu unsterblichen Gebilden. In dem Sinne schließt Rückert sein kleines Gedicht mit den Worten:**)

Durch dich ist ewig, was im Augenblick geschwunden,
Was ich gelebt, gedacht, genossen und empfunden.

Das dunkle Gefühl erhellt sich aber nicht nur zu deutlichen Begriffen und farbenreichen Anschauungen; wird es in Lust und

*) Vergl. das oben über Schillers Bürgschaft Erörterte.

**) Man vergleiche mit ihnen und mit dem Anfang des zweiten

Unlust mächtig und immer mächtiger in der Seele, so entsteht aus ihm der auf bestimmte Zwecke gerichtete Wille. So steigt der gestaltlose Nebel empor zu klar umgrenzten Wolkengebilden, und strömt auch hernieder zum Regen verdichtet, Segen bringend und zerstörend.

Bis zu welchem starren, ganz auf sich gestellten Trotz sich der Menschenwille verhärten, wie weich aber auch und hingebend die wollende Seele einem Andern sich anschmiegen kann, zeigen unübertrefflich schön die beiden kontrastierenden Gedichte Goethes Prometheus und Ganymed, auf die es genügt, mit diesen Worten hinzuweisen.

Nähere Betrachtung aber verlangt Goethes gedankenreiches Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern". In ihm werden in durchsichtiger Allegorie besonders die Arten der Erregung des Willens dargestellt, sehr verschieden durch angeborene Anlage, sehr verschieden auch durch Einwirkung von außen.

Nachdem der Dichter unter dem Bilde des vom Himmel kommenden, zu ihm wieder emporsteigenden und wieder herabkommenden Wassers Ursprung und Ziel der Menschenseele gezeigt hat, hier also ebenso wie Lessing am Schlusse seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" die Lehre von der Seelenwanderung sich aneignend,**) schildert er in drei verschiedenen Erscheinungs-

---

Distichons Goethes Verse in „Künstlers Abendlied", wo er die „innere Schöpfungskraft" so anredet:

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

**) Das ist die einfachste, den Worten keine Gewalt anthuende Erklärung der Verse: „Und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd." Wenn ein Erklärer meint, es sei hier an die ewige Verjüngung des Menschengeschlechts zu denken, so können wir ihm nicht folgen, ohne die Anschauung des Dichters der Unklarheit zu beschuldigen; denn das Wort „wieder" zwingt doch den Leser sich vorzustellen, daß von derselben menschlichen Seele die Rede ist, nicht von einer, die mit einer früheren gleiches Schicksal hat. Ebenso wenig ist eine andere Erklärung zu billigen, nach welcher Goethe durch diese Verse nur die Doppelnatur der Seele angedeutet haben soll, die sich bald vom Himm-

formen des Wassers die drei Temperamente, das sanguinische, das cholerische, das phlegmatische.**)

Wir nennen den einen Sanguiniker, dessen Wille leicht und tief, aber nicht nachhaltig erregt wird, einen Phlegmatiker seinen Gegensatz, also einen Menschen, in dem es nicht leicht zu einer Erregung kommt und auch zu keiner besonders tiefen, in welchem aber die einmal hervorgebrachte Erregung mit großer Stetigkeit

---

lischen und Ewigen, bald vom Irdischen und Gemeinen angezogen fühle. Diese Auffassung ist darum unzulässig, weil durch die vorhergehenden Verse „vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es" offenbar der erste Ursprung und das letzte Ziel der Seele veranschaulicht wird, nicht ihr Verhalten während des Erdenlebens. — Die Vorstellung von der Seelenwanderung erscheint ja bei Goethe z. B. auch in den Worten des Prometheus zu Pandora (Prometheus Akt II. zu Ende):

Wenn Alles — Begier und Freud und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt, in Wonne schläft —
Dann lebst Du auf, aufs Jüngste wieder auf
Von Neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Ähnlich ist der Gedanke in dem Gedicht „Selige Sehnsucht" (Westöstl. Divan I, 18), dessen letzte Strophe lautet:

Und so lang' Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

**) Mit welchem Rechte ich von nur drei Temperamenten und einer melancholischen Willensrichtung spreche, geht hoffentlich aus der ganzen Darlegung hervor. Für jene drei Temperamente gibt es ein klares Einteilungsprinzip, die Erregbarkeit des Willens mit Rücksicht auf Stärke und Dauer, also starke und dauernde Erregung (cholerisch), stark, aber nicht dauernd (sanguinisch), dauernd, aber nicht stark (phlegmatisch). Wie fügt sich nun diesen dreien ein viertes, das melancholische an, wenn wir an dem, was das Wort gewöhnlich bedeutet, festhalten wollen? Ein viertes wäre doch nur in dem weder stark, noch dauernd erregten Willen vorhanden. Das ist aber nicht Melancholie, sondern völlige Apathie. In der Melancholie ist vielmehr immer eine Beurteilung der Lebensgüter enthalten, von welcher in jenen drei Temperamenten gar keine Rede sein kann. Diese Beurteilung bestimmt dann die eigentümliche Richtung des Willens.

und unverändert fortdauert. Der Choleriker wird auch nicht leicht erregt, sonst aber vereinigt er in sich die Vorzüge des sanguinischen und phlegmatischen Temperaments. Die Erregung in ihm ist eine gewaltige und leidenschaftliche, und die einmal entfesselte Kraft kommt nicht zur Ruhe, bis die Schwierigkeiten überwunden sind.

Daß, wie man bestimmten Völkern bestimmte Temperamente beilegt, so mindestens den Franzosen mit Recht das sanguinische, so auch in den verschiedenen Lebensaltern die verschiedenen Temperamente als vorwiegend bezeichnet, ist ebenso bekannt wie gerechtfertigt. Wer wollte leugnen, daß in der Jugend besonders klar das sanguinische, im kräftigen Mannesalter das cholerische und im Greisenalter das phlegmatische zur Erscheinung kommt. Wenn also Goethe das Wasser schildert, wie es in Wolkenwellen zerstäubend, leicht empfangen von einem Felsen zum andern eilt, wie es mit Macht durch die entgegenstehenden Klippen schäumend sich hindurchwühlt, wie es im flachen Bette als ruhiger Strom durch das Wiesenthal schleicht, so hat er damit das sanguinische, cholerische, phlegmatische Temperament und zugleich die Jugend, die Mannesjahre, das Greisenalter geschildert.

Der, ob leicht, tief, nachhaltig oder nicht, erregte Wille richtet sich nun auf Großes oder Kleines, Praktisches oder Ideales, Würdiges oder Unwürdiges.

Ein anschauliches Bild von dem mächtig und dauernd erregten und auf große ferne Zwecke mit Erfolg gerichteten Willen, also von der weltgeschichtlichen großartigen Persönlichkeit zeichnet Goethe in seinem Gedicht „Mahomets Gesang.“ Es sollte an der Stelle in das nicht zur Aufführung gekommene Drama Mahomet eingeschaltet werden, wo der Dichter den großen Religionsstifter und Eroberer auf dem Gipfelpunkt seiner Macht und seines Glückes, auf der Höhe seines Gelingens darstellen wollte.

Goethe schildert in dem Gedicht, wie der Felsenquell schon in früher Jugend andere Quellen mit sich fortreißt, wie im Thal seine Welle Blumen erzeugt, und die Wiese von ihm sich nährt. Aber ihn fesseln nicht die Blumen, er strebt weiter und weiter. Zu ihm gesellen sich andere Bäche, er wird zum Fluß, zum Strom, nimmt andere Flüsse auf, die ohne ihn versiegen würden. Und wo nun der stolze Strom wandelt, läßt er überall die Spuren

reichsten Segens zurück. Städte entstehen an seinen Ufern, einen Mastenwald trägt er auf seinem Rücken. So strömt er fort und fort, bis er das Meer erreicht, die göttliche Unendlichkeit, in welche alles Menschenleben, auch das reichste und vollste und selbständigste mündet.

In der bis in die feinsten Einzelheiten mit Meisterhand ausgearbeiteten Fabel „Adler und Taube“ stellt Goethe den Gegensatz dar zwischen dem auf das Große und dem auf das Kleine gerichteten und darin sich behaglich fühlenden Menschenwillen.

Der cholerische Mensch, der sich große, weite Ziele steckt, für die er sein Leben und alle seine Kraft einsetzt, kann für seine tiefe Trauer, für seinen bitteren Schmerz nicht so leicht Heilung finden, wenn ihm ein unglückseliges Geschick seine beste Kraft gelähmt, die Schwingen zum kühnen Fluge ihm gebrochen hat. Er kann dann nicht Trost finden in der Behaglichkeit des Lebens und im genügsamen Genuß. Menschen mit anderem Temperament können freilich seine Unruhe, sein stetes Sehnen nicht begreifen.

Es gelingt der Taube nicht, dem gelähmten Adler ihre kleinen Freuden als vollgültigen Ersatz für den sonnenwärts gerichteten Flug anzupreisen. Was in dem Leben der Taube als weise Genügsamkeit gelten mag, ist eben in einem Adlerleben unwürdige Muße und unerträglicher Müßiggang. Das ist der Gedankeninhalt dieses kleinen Gedichtes.

Meistens richtet sich nun der menschliche Wille, mag er großartige und ferne oder kleine und nahe Ziele erstreben, auf das Praktische und Reale, auf Genuß, auf die Mittel, den Genuß zu ermöglichen, auf behagliche, gesicherte Lebensverhältnisse, auf die Bekämpfung der feindlichen Mächte in der Natur und Menschenwelt, welche diese Sicherheit und Behaglichkeit gefährden. Selten ist die Richtung auf das Ideale, die in dem Menschen herrscht, der die Überzeugung in sich trägt, daß er tiefe letzte Befriedigung in keinem materiellen Gut, sondern nur in der Welt der Vorstellungen und Anschauungen, in wissenschaftlicher Arbeit und Forschung, im Genießen und Hervorbringen künstlerischer Gebilde finden könne.

Wir nennen diese Willensrichtung, die sich von den gewöhnlichen Objekten des Wollens, weil sie von ihrem relativen Unwert überzeugt ist, häufig genug erst nach dem bittern Gefühl der Enttäuschung abwendet, die melancholische, sehen also in dem

melancholischen Verhalten eines Menschen nicht eine eigentümliche Art der Erregung des Willens, kein Temperament, sondern eine seltnere Richtung des Willens, die, wenn sie mit hoher intellektueller Begabung und cholerischem Temperament verbunden ist, die epochemachenden wissenschaftlichen Entdeckungen, die Meisterwerke in jeder Kunst hervorgebracht hat. Wir fassen die Melancholie also nicht im pathologischen Sinne auf, nach welchem sie auch die tiefe und zwar krankhaft den Menschen beherrschende Unbefriedigtheit durch die realen Güter des Lebens bezeichnet, ohne daß aber die Beseligung durch ideale Güter als glänzender Ersatz für jenes mitgedacht wäre; wir nehmen das Wort so, wie es unter Andern Goethe genommen, wenn er sagt:

Zart Gedicht wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.*)

*) Goethe sagt selber von sich (mit Bezug auf die Belagerung von Mainz), er habe bei dieser Haupt- und Staatsaktion nur den melancholischen Jacques nach seiner Art und Weise repräsentiert und sich ganz in die Ästhetika, Moralia und Physika zurückgezogen. Lenau dichtete die Verse:

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie.

Demselben Sprachgebrauch folgend schreibt Schubert in seiner Geschichte der Seele: „Die Melancholie ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber derjenigen Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volke den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innerer Zug des unstillbaren Heimwehs hinaufgetragen." — Unter der „gesellschaftlichen Melancholie," von der Franz im Götz von Berlichingen am Schluß des ersten Aktes mit Beziehung auf Maria spricht, ist wohl nichts anderes zu verstehen, als die an fremdem Geschick teilnehmende, auf eigenes Glück verzichtende Seelenstimmung, im Gegensatz zu der einsamen, künstlerisch oder wissenschaftlich thätigen Melancholie, von der Goethe in der Harzreise in den Worten redet: „aber den Einsamen hüll' in Deine Goldwolken." — Daß die Alten unter Melancholie etwas ganz anderes verstanden haben (man denke nur an Cic. Tusc. III, 5, 11 quem nos furorem, μελαγχολίαν illi vocant), ist bekannt; ihre Auffassung ist aber von jeder modernen abweichend.

Was in diesen Versen der dunkle Grund heißt, das ist ihm sonst mit anderer ebenso treffender Allegorie das stille, unbewegte Wasser, also ohne Bild, der von praktischen Interessen nicht aufgeregte Wille. Die meisten Menschen verlangen aber nach solcher Willenserregung, und fehlt sie ihnen, so verschaffen sie sich dieselbe wohl künstlich, und wäre es nur durch Kartenspielen. Es gibt aber auch Menschen, die mit allen Fasern ihrer Seele an sehr realen Interessen hängen und doch in Augenblicken, da ihnen gerade das, was sie haben, keine Befriedigung gewährt, ihr unbestimmtes, formloses Verlangen nach Befriedigung durch reale Güter anderer Art mit dem Wort Melancholie bezeichnen; doch diese sind gewiß nicht Melancholiker in der entwickelten Bedeutung, sondern meist nur unliebenswürdige und verdrießliche Narren.

Das unbewegte, spiegelhelle Wasser ist häufig von Dichtern als Bild der melancholischen Sinnesart angewendet worden.*) So sagt der Goethesche Tasso am Ende des Dramas, in schmerzlicher Bewegung auf die Zeit seines friedlichen, dichterischen Schaffens zurückblickend:

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entfloh'n die Ruhe.

Und in demselben Gedicht, in dem wir eine Darstellung der drei Temperamente erkannt haben, in dem „Gesang der Geister über den Wassern" veranschaulicht Goethe die melancholische Willens-

*) Auch Schiller stellt in dem „Lied an die Freunde" durch dasselbe Bild den aufgeregten und dadurch für die idealen Interessen unempfänglichen Willen dem beruhigten gegenüber, welcher die ewigen Wahrheiten unverzerrt abzuspiegeln vermag:

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
    Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
    Der von wilden Regengüssen schwillt,
    Auf des stillen Baches ebner Fläche
    Spiegelt sich das Sonnenbild.

richtung durch die Worte: „Und in dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne".**)

Daß ebensowenig die drei Temperamente in irgend einem Menschen sich gewissermaßen verkörpern, wie sich ein ganz auf das Ideale gerichteter Mensch denken läßt, ist selbstverständlich, aber in der Theorie müssen nun einmal die Elemente für sich betrachtet werden, wenn sie auch in der Wirklichkeit stets mit einander verbunden und in unendlicher Mannigfaltigkeit der Verbindung erscheinen. Wer auch in noch so hohem Grade sonst Phlegmatiker ist, wird gewiß, wenn und so lange es sich um die Rettung seines Lebens handelt, als Choleriker erscheinen; und der für praktische Interessen unermüdlich thätige und von der Überzeugung des hohen Wertes der materiellen Güter sonst ganz erfüllte Mensch hat doch vorübergehend auch Stimmungen, in denen er nicht bloß einer Mode

---

Eine ähnliche Vorstellung enthält auch Lenaus Gedicht „See und Wasserfall":

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind Dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt Dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend Dich verschließen,
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Auch Goethes Gedicht „Spiegel der Muse" ist zu vergleichen.

**) Ich sehe also in den drei Erscheinungsformen des fließenden Wassers die drei Temperamente, die Arten der Erregung des Willens dargestellt, in dem ganz ruhig gewordenen, die himmlischen Erscheinungen abspiegelnden, glatten See die melancholische Willensrichtung (die praktische ist in den Darstellungen des fließenden Wassers mit enthalten), welche unbefriedigt von dem gewöhnlichen menschlichen Streben nach begrifflicher oder anschaulicher Erkenntnis verlangt. Andere Erklärer fassen V. 23 bis 27 (Im flachen Bette schleicht — alle Gestirne) als ein einheitliches Bild auf. Aber erstens ist zwischen dem

huldigend an idealen Bestrebungen sich beteiligt — denn das geschieht sehr oft und hat für unsere Frage gar keine Bedeutung — sondern in denen etwas aus der idealen, ganz unnützen, ganz unbrauchbaren Welt ihn mit wunderbarer Gewalt packt und ergreift. So kann den für künstlerische Kontemplation, für uninteressierte wissenschaftliche Forschung Verschlossenen doch die Naturschönheit bis zu Thränen rühren, so zeigt sich wahrhaft melancholische Stimmung auch in dem andachtsvollen sich Versenken in die Vorstellung längst verschwundener Zeiten, wenn sie mit den Sorgen und Hoffnungen unseres gegenwärtigen Lebens nichts mehr zu thun haben.*)

---

leise bewegten und völlig still gewordenen Wasser ein größerer Unterschied als zwischen den verschiedenen Arten der Bewegung; und zweitens hat Goethe, als er die Worte des Gedichts unter zwei Wassergeister verteilte, von diesen wenigen Versen Vers 23 und 24 den einen und 25 bis 27 den andern sprechen lassen, während er doch die viel umfangreichere Stelle (Strömt von der hohen — zur Tiefe nieder), wo das sanguinische Temperament veranschaulicht wird, nicht in ähnlicher Weise teilte. Der Erklärer also, welcher in der ganzen Schilderung der Erscheinung des Wassers (V. 8 bis 27) vier, nicht drei Teile annimmt, scheint am meisten der künstlerischen Absicht des Dichters gerecht zu werden. Düntzer, welcher die frühere Teilung der Reden zwischen zwei Wassergeister höchst anmutig gedacht nennt und das im Einzelnen nachzuweisen sucht, weiß offenbar mit den Versen 23 bis 27, die doch auch so geteilt sind, nichts anzufangen.

*) Wem kommt hier nicht Goethes köstliches Lied „an den Mond“ in den Sinn, und besonders die hierher gehörigen Strophen 3, 8 und 9

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.



In wie verschiedenem Grade der Mensch seinen Sinn von den realen Interessen abwendet, ihn auf das Ideale richtet, hat Rückert durch ein geistvolles Gedicht in der Weisheit des Brahmanen anschaulich gemacht.*) Die Sterne, das ist die ideale Welt, leuchten immer über uns; das vom Sonnenglanz, d. h. von den Interessen des Tages geblendete Auge sieht sie nur für gewöhnlich nicht. Man sieht sie aber, wenn man in die Tiefe eines Brunnens hinabsteigt, das heißt, wenn man entschlossen allen praktischen Bestrebungen den Rücken kehren kann und darf; man sieht sie zweitens, wenn die Sonne sich verfinstert, das heißt, wenn großes Unglück mitten in unserem ganz dem Streben, dem Genusse wie der Arbeit zugewendeten Leben auch dem sonst Unempfindlichen den Blick auf das Ewige öffnet; man kann sie endlich jeden Tag sehen, wenn die Sonne untergegangen ist, also in der Zeit, da es uns vergönnt ist, aus der Sorge für das Praktische und aus der Lust am Materiellen aufzuatmen. Und diesen dritten, uns Allen offen stehenden,

---

*) Ich teile das nicht jedem bekannte, vielleicht nicht einmal gleich zugängliche Gedicht aus der Weisheit des Brahmanen (VII. 58) hier mit. (Bekanntlich hat auch Goethe wiederholt die Ideale als Sterne bezeichnet, z. B. in „Trost in Thränen": „die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht"):

Die Sterne leuchten auch am Tag, nur siehst du's nicht,
Weil deine Augen ganz erfüllet Sonnenlicht.

Doch wird gesagt, daß man am hellesten Mittag
Aus tiefem Brunnengrund die Sterne sehen mag.

Wer so sich ganz vertieft, der hat sich ganz erhoben,
Ihm leuchtet höhres Licht als von der Sonne droben.

Auch sah ich selbst am Tag die Sterne treten vor,
Als durch Verfinsterung die Sonn' ihr Licht verlor.

Das ist ein plötzliches eingreifendes Geschick,
Das aufthut dem Gemüt ins Ewige den Blick.

Doch der gelinde Weg, wie man am schönsten sieht
Die Stern', ist nachts, wann sich zurück die Sonne zieht.

Sie trösten in der Nacht dein Auge, wenn es wacht,
Und wachen, wenn es schläft, bis neu die Sonne lacht.

obwohl nicht von Allen betretenen Weg bezeichnet der besonnene Dichter mit Recht als den schönsten und gelindesten, um zum Anschauen dessen zu gelangen, was den Menschengeist voll und dauernd beseligt. Denn eine innere Berechtigung, allen praktischen Bestrebungen zu entsagen, um ganz im Idealen zu leben, hat nur der, welcher durch seine künstlerischen oder wissenschaftlichen Leistungen mehr oder doch eben so viel der Welt leistet, als er es durch Arbeit könnte, die dem allgemeinen Nutzen dient; wer dies stolze Bewußtsein nicht hat — und wie wenige dürfen es mit Recht hegen — wird nicht auf das der nützlichen Arbeit dienende Sonnenlicht verzichten wollen, sondern sich damit begnügen, die Sterne zu betrachten, wenn sie im naturgemäßen Verlauf der Dinge ihm erscheinen. Aber freilich wird es auch dann von sehr vielen unterlassen.

Wie Goethe selber — und wer hat mehr in Idealen gelebt als er? — dennoch die Realitäten des Menschenlebens in Arbeit und in Lust geschätzt und gewürdigt hat, bedarf wahrlich keiner Darlegung. Freilich war ihm tiefste Stille und Zurückgezogenheit oft genug unabweisliches Bedürfnis, freilich hat er den dem Idealen mit unbezwinglicher Macht zugewendeten Sinn bei seinem Aufenthalt in Schlesien und Frankreich gezeigt mitten im kriegerischen Getümmel; aber mit wie heiterem, sanguinischem Sinn hat derselbe das wechselnde Leben erfaßt, wie oft dem himmlischen Behagen, das seine Seele erfüllt, Ausdruck gegeben, von allem Ächzen und Krächzen sich fern gehalten, das Glück ergriffen, wo und wie es sich ihm dargeboten, ohne aber mit thörichtem Verlangen es immer beanspruchen zu wollen.

Diese Verbindung des sanguinischen Temperaments den täglichen Vorkommnissen des Lebens gegenüber mit der bei dem großen Dichter selbstverständlichen melancholischen Richtung hat in einzelnen seiner Verse kurzen treffenden Ausdruck gefunden. So in dem kleinen Gedicht „Eigentum“:

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich mein günstiges Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Und in nicht so leicht verständlicher, aber schönerer Wendung in der Harzreise:

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
— — — — — — —
Den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Seine Seele war, um auch hier seine eigenen Worte zu gebrauchen, gleich empfänglich für das Glück der nächsten Nähe und für die Betrachtung des Sterns der schönsten Höhe.

Wie sehr aber Goethe Choleriker in den ernsten Aufgaben des Lebens und seiner Kunst gewesen, wie man auch von phlegmatischer Ruhe in seinen späteren Lebensjahren sprechen kann, das bedarf keiner ausführlichen Darlegung.

Statt also anzunehmen, ein Temperament könne in allen Lebenstagen das menschliche Thun leiten, eine Lebensrichtung immer festgehalten werden, kommen wir vielmehr zu der Überzeugung, daß vielleicht das Menschenleben die meisten inneren Bedingungen zur Glückseligkeit in sich trägt, in welchem jedes Temperament zu rechter Zeit und an dem gehörigen Ort sich geltend macht: cholerisch den großen ernsten Lebenszwecken gegenüber, hier „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten", sanguinisch in den kleinen Leiden und Freuden des Lebens, indem man die Goetheschen Worte beherzigt:

Die Zeit sie mäht so Rosen und Dorne,
Aber das treibt immer wieder von vorne.

Und manchem Verdrießlichen und Neuen gegenüber würde auch ein gewisses Phlegma an der rechten Stelle sein, das die übereilte Regung des Willens in uns hindert und uns die nötige Ruhe und Klarheit des Urteils ermöglicht. Und wenn wir nun auch im allgemeinen auf ein praktisch thätiges Leben angewiesen sind, so sollten wir doch zuweilen wenigstens der melancholischen Stimmung ihr Recht geben, in uns es gern still werden lassen, uns selber verlieren, damit wir fähig werden zu der keinem praktischen

Zweck dienenden Erkenntnis, zum Anschauen der reinen Formen, welche künstlerische Genialität gestaltet hat.

Doch wenn auch ohne die bezeichnete Mischung der Gemütseigenschaften und Willensrichtungen schwerlich ein volles und glückliches Leben sich aufbauen wird, verbürgt allein durch diese inneren Zustände ist es natürlich nicht; was von außen an uns heran kommt, kann zwar den Frieden der Seele nicht hervorbringen, wohl aber ihn befördern oder erschüttern. Mit dem Gedanken schließt Goethes Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern", das nicht bloß die Seelenzustände mit den Erscheinungen des Wassers vergleicht, sondern auch das sie ergreifende Schicksal mit dem darüber hingehenden leisen, erfrischenden Windeswehen oder dem gewaltigen Sturme:

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Andrerseits wird aber auch die sonst vorhandene Ruhe des Gemüts nur zu oft durch das lebhafte und doch so ohnmächtige Verlangen gestört, Vorzüge zu besitzen, die nun einmal dem Verlangenden versagt sind, Leistungen hervorbringen zu wollen, zu denen die Kraft und Begabung ihm nicht zu Gebote stehen. Hier gilt es zu rechter Zeit sich zu resignieren, indem man die allgemeine Wahrheit erkennt, daß besonderen Vorzügen in der Regel Mängel auf anderen Gebieten entsprechen und das Mangelhafte auf dem einen durch Vorzüge auf einem anderen ausgeglichen zu werden pflegt.*) Erhabenen, großartigen Ausdruck hat der Gedanke in Goethes „Grenzen der Menschheit" gefunden.

Den Ausgang nimmt der Dichter von der Vorstellung des Gewitters, das in seiner zerstörenden Furchtbarkeit wie in seinen segensreichen Folgen, die beide deutlich in die Anschauung auch des stumpfesten Menschen treten, sehr geeignet ist, jedem seine

*) Goethe gibt diesem Gedanken auch Ausdruck in dem Gedicht „Metamorphose der Tiere":

Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.

Schwäche und Unvollkommenheit zum Bewußtsein zu bringen. Die uns beängstigende Naturerscheinung wird verglichen mit dem friedlichen Thun eines Sämannes, „der aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde sä't“. Es vereinigt also der ewige Gott mühelos in seinem Thun erhabene Schönheit, furchterregende Majestät mit dem reichsten Segen. Wie beschränkt, wie einseitig dagegen der Mensch.

Ihm kommt dieser hoch über den Gewitterwolken thronenden und doch für die Menschen so liebreich sorgenden Gottesgestalt gegenüber kein anderes Gefühl zu als kindliche Ehrfurcht. Mit prometheischem Trotz auf die menschliche Macht und Würde zu pochen, ist thöricht; denn gerade in den ausgezeichnetsten Menschen zeigt sich am deutlichsten die menschliche Beschränktheit, und wer auf irgend einem Gebiet ein viel höheres Ziel erreicht als die andern Sterblichen, wird in andern wichtigen Gebieten um so weiter zurückbleiben. Diesen Gedanken in der eben gegebenen *begrifflichen* Form spricht Goethe aber nicht aus, sondern läßt ihn aus zwei sich gegenüber stehenden Bildern erraten. Doch macht es eben keine Mühe, das Rätsel zu lösen; der dichterische Schleier, der die Begriffe verhüllt, ist durchsichtig genug.

Will der Mensch, so sagt der Dichter in seiner anschaulichen Sprache, sich bis zu den Sternen erheben, so wird er ein Spielball der Winde und Wolken; beschränkt er sich aber darauf, festen Fuß auf fester Erde zu fassen, so muß er ganz darauf verzichten jener ersehnten Höhe auch nur von fern sich zu nähern. Ihn übertrifft dann in der empfindungslosen Natur die Eiche, die, obwohl fest in der Erde wurzelnd, dennoch aus eigener Kraft hoch hinauf den Stamm und die Zweige treibt, ja sogar die Rebe, die wenigstens sich anlehnend und kletternd weit über ihn emporsteigt.

Gehen wir auf den Sinn des Bildes ein, so scheint nur *eine* Auffassung möglich, die nämlich, daß der Dichter damit andeuten will, es sei für den einzelnen Menschen unmöglich, zugleich in idealistischen *und* in realistischen Bestrebungen die höchste Stufe oder auch nur eine hohe Stufe zu erreichen. Ich wende die undeutschen Wörter und philosophischen Begriffe Idealismus und Realismus ungern an, zumal ich sie begreiflich hier nicht in streng philosophischem Sinne gebrauche, sondern in jener unter den Gebildeten weit verbreiteten Anwendung, nach der man unter idealistischen Bestrebungen die zu

verstehen pflegt, die auf die Welt des Gedankens beschränkt keine Rücksicht nehmen auf die Bedürfnisse und Zwecke des nach Genuß, Reichtum, Macht und Ehre jagenden Menschengeschlechtes, unter realistischen aber die, welche die Herrschaft über die Sachen, natürlich meist durch das Mittel der Gedanken, zu ihrem letzten Zweck haben. Wollte ich aber statt idealistisch und realistisch die geläufigeren obwohl ebenso undeutschen Begriffe theoretisch und praktisch*) setzen, so wäre, wie das leider Fremdwörter mit sich zu bringen pflegen, einem anderen Mißverständnis das Thor geöffnet, als beschränke sich das Theoretische nur auf das Wissenschaftliche, und sei darunter jede künstlerische Thätigkeit nicht mitbegriffen. Jedenfalls scheint sich Goethe unter den bis zu den Sternen sich Erhebenden und den festen Boden Verlassenden die Menschen gedacht zu haben, die wie Philosophen, Künstler und Männer jeder Wissenschaft, so weit sie zu ihrem Zwecke nicht den praktischen Nutzen hat, mit ihrer Beschäftigung nichts anderes beabsichtigen, als die Wahrheit zu erforschen oder das Schöne in Wort und Klang, in Farben und in Stein zum Ausdruck zu bringen.**) Unter den „mit festen markigen Knochen auf der Erde" Stehenden stellt er sich ohne Zweifel die vor, welche den Gang der Ereignisse in der Menschenwelt zu beherrschen vermögen, die Staatsmänner, Reformatoren, Eroberer.

Die gebrauchten Bilder machen es klar, daß der Dichter die Notwendigkeit der menschlichen Einseitigkeit nur in Bezug auf die höchsten Leistungen in beiden Gebieten gelten lassen will. Und selbst der so gefaßte Gegensatz hat der Anschaulichkeit zu Liebe

---

*) Dem, welcher die obige Auseinandersetzung (S. 96) gebilligt hat, würde als treffendste Bezeichnung des Gegensatzes „melancholisch und praktisch" erscheinen.

**) Ein ähnliches Bild für solche Bestrebungen findet sich in der griechischen Anthologie bei Ptolemaios (IX, 577):

Οἶδ' ὅτι θνατὸς ἐγὼ καὶ ἐφάμερος· ἀλλ' ὅταν ἄστρων
μαστεύω πυκινὰς ἀμφιδρόμους ἕλικας,
οὐκέτ' ἐπιψαύω γαίης ποσίν, ἀλλὰ παρ' αὐτῷ
Ζανὶ θεοτροφίης πίμπλαμαι ἀμβροσίης.

Nur wird hier das Bild von einer dem Bilde besonders nahe liegenden Sache gebraucht und enthält kein tragisches Element, wie bei Goethe.

einen hyperbolischen Ausdruck gefunden. Das ist ja an sich klar, und die Geschichte bestätigt es, daß kein Mensch weltumgestaltender Staatsmann sein kann und zugleich mit künstlerischer Genialität, mit höchster Objektivität die Welt abspiegeln. Aber daß ein großer Dichter doch sehr festen Fuß im bürgerlichen Leben fassen und praktisch sehr Bedeutendes leisten kann, zeigt Goethes eigenes Leben. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß derselbe in seinem dichterischen Schaffen sich oft genug durch die an ihn aus der praktischen Welt herantretenden Forderungen beengt gefühlt hat. Zeugnis dafür ist vor Allem der merkwürdige Brief, den er aus Rom, sich zur Rückkehr nach Weimar rüstend, an seinen Herzog geschrieben hat, und in welchem er ihn bat, ihn von seiner früheren amtlichen Thätigkeit zu entbinden.

Es führt nicht von der Sache ab, wenn hier einige Stellen daraus mitgeteilt werden: „Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. — Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen. — Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. — Ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann und das Übrige Andern übertragen.“

Jenes Gedicht und dieser Brief erklären sich gegenseitig, und zu völliger Klarheit kommt uns die in beiden ausgedrückte Stimmung, wenn wir erwägen, daß er in derselben Zeit, da er den Brief schrieb, mit seinem Tasso beschäftigt war, in welchem der innere Konflikt durch den Gegensatz zwischen Antonio und Tasso plastische Gestaltung gewann.

Freilich ist Goethe selber weder der Tasso des Dramas, der in allem, was er wirklich ernst erstrebt, der Wirklichkeit Entrückte und doch mit ohnmächtigen Wünschen nur zu sehr an ihr Hängende, noch Antonio, der wohl Sinn für ideale Bestrebungen, doch kein schöpferisches Vermögen besitzt, dafür aber um so

sicherer die realen Verhältnisse beherrscht; gerade in ihm mischten sich glücklich die Elemente beider, in seinem Leben hat sich beides verwirklicht, sicheres verständiges Erfassen des Realen und höchstes Schaffen auf idealem Gebiet.

Sein Leben glich dem festgewurzelten und doch sehnsüchtig in das Reich des Lichtes emporstrebenden Baum, der Eiche, von welcher er in unserm Gedicht nur, wie beiläufig, redet. Und wollen wir, um wissentlich nichts, was in dem Gedichte der Erklärung zu bedürfen scheint, zu übergehen, uns darüber klar werden, was Goethe unter der Rebe sich gedacht haben möge, die er mit der Eiche zusammenstellt, so liegt es, meine ich, nahe, darunter die Menschen zu verstehen, die ohne eigene Kraft sich von dem Boden der praktischen Arbeit in das lichte Reich des Idealen sich zu erheben gern sich dahin emporranken möchten an dem, was Genialität geschaffen hat, also die wissenschaftlich oder ästhetisch zwar nicht Schöpferischen, aber Empfänglichen.

Auf die eben erklärten Bilder folgt in dem Gedicht die überraschende Frage „Was unterscheidet Götter von Menschen?“ — überraschend, weil der Unterschied anschaulich genug eben dargethan war. Über die Schwierigkeit läßt sich wohl nicht anders hinwegkommen, als indem man der Frage den Sinn gibt: „Was bringt diesen Unterschied hervor? Woher kommt diese menschliche Beschränktheit?“

Goethe findet die letzte Quelle des Unterschiedes zwischen dem göttlichen und menschlichen Wesen in der geringen Dauer des Menschenlebens und besonders der Zeit, in der wir auf der Höhe und im Vollbesitz aller unserer Kräfte stehen, und gebraucht, um dem Gedanken sinnliche Frische zu geben, dazu das Bild des Stromes und der einzelnen Welle, die unendliche Zeit dem Strome und das vorüberrauschende einzelne Menschenleben der einzelnen Welle vergleichend. Gott oder (wie er im Anschluß an die altklassische Mythologie hier besonders auffallend sagt: „die Götter“, nachdem er im Eingange des Gedichtes von dem uralten heiligen Vater gesprochen hat) die Götter stehen auf festem Grunde und sehen den ewigen Zeitenstrom an sich vorüberziehen, ohne daß sie von ihm berührt werden; in dem Strom aber wird das Menschenleben machtlos dahingetragen, und eine einzige Welle umgrenzt sein Dasein. Aus dem Strom tauchen wir empor, einmal von der Welle gehoben;

und kaum haben wir die Höhe erlangt, so sinken wir auf immer wieder hinunter. Anschaulicher läßt sich der schroffe Gegensatz zwischen der göttlichen Ewigkeit und dem flüchtigen Leben der Erdebewohner kaum darstellen, als durch das mitgeteilte Bild. Daß übrigens die kurze Dauer unsers Lebens den einzigen oder auch nur den hauptsächlichsten Unterschied zwischen Menschen und Gott ausmache, hat Goethe natürlich nicht gemeint; diese verkehrte Ansicht ihm schuld geben kann nur der, welcher die letzte Hälfte des Gedichts für sich betrachtet, ohne die erste zu berücksichtigen.

Der Zusammenhang ist offenbar der, daß der Mensch in der Erreichung alles dessen, wozu er doch die Kraft und die Begabung hat, gehindert wird durch die engen zeitlichen Schranken, die seinem Leben gesetzt sind.

Mit dem melancholischen Gedanken aber, daß unser Leben nur das einmalige Aufblitzen einer Welle in dem unendlichen Strome alles Geschehens ist, schließt der Dichter nicht, sondern geht über von den Grenzen und geringen Erfolgen des einzelnen Menschen zu den großen Leistungen und der unendlichen Dauer des ganzen Menschengeschlechtes. Der Übergang wird vermittelt dadurch, daß er an das Bild der Welle das naheliegende von einem Ringe anknüpft. So ist zwar unser Leben eng, schließt der Dichter, ein kleiner Ring begrenzt es; aber die kleinen Ringe alle können sich zusammen schließen zu einer großen, weit reichenden Kette,*) und so hat das Ganze die Dauer, nach dem die Teile sich vergeblich sehnen, und so kommen dem Ganzen die Erfolge zu auf allen Gebieten menschlicher Kraft, die der Einzelne innerhalb seiner engen Schranken niemals erreichen kann.

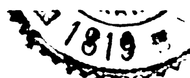
*) Daß man in den Worten „an ihres Daseins unendliche Kette“ nicht an eine Kette, aus welcher das göttliche Dasein bestehe, zu denken habe, sondern an die sich in einander schlingende Reihenfolge der menschlichen Geschlechter, habe ich in den Jahrbb. für Phil. und Pädag. II. Abt. 1878 S. 196 ff. darzuthun versucht. Gegen diese meine Erklärung hat Suphan im Goethe-Jahrbuch II („Ältere Gestalten Goethescher Gedichte“ S. 103 f.) Einspruch erhoben, hauptsächlich deshalb, weil in Herders Abschrift steht „und viele Geschlechter reihen sie dauernd“ statt des „sich“, was seit dem ersten Druck stets dort gelesen wird. Hat Goethe wirklich ursprünglich so geschrieben, so ist es aus rein

Wie sehr nun aber dabei auch immer der wissenschaftlich oder künstlerisch hochbegabte Mensch berechtigt sein mag, sich selber von den ihn störenden Forderungen des praktischen Lebens möglichst freizusprechen, um die kurze Spanne des Daseins dazu zu benutzen, den vor ihm leuchtenden Urbildern der Wahrheit oder Schönheit sich zu nähern und den köstlichen Gewinn der Welt mitzuteilen; ganz entziehen kann sich keiner den realen Verhältnissen, und da gilt es auch für ihn, wie für jeden, er stehe im Leben, wo er auch immer stehe, das *dritte*, das wichtigste aller

---

grammatischen Erwägungen allerdings wahrscheinlicher, das Pronomen „ihres" lieber auf das Subjektswort „sie", als auf das Objekt „Geschlechter" zu beziehen, notwendig aber sicherlich auch dann noch nicht, so daß, wenn der zu fordernde Sinn durchaus dagegen spräche, die *leichtere* grammatische Beziehung nicht in Betracht kommen dürfte. Nun mag aber immerhin Herder im allgemeinen „ein gewandter und genauer Abschreiber" gewesen sein, ein unbedingt zuverlässiger ist er eben nicht gewesen; darüber belehrt uns Suphan selber in seiner Abhandlung, in welcher er von recht auffälligen Schreibfehlern Herders berichtet. — Daß also Goethe ursprünglich „*sie*" geschrieben habe, ist bei diesem Sachverhalt gewiß nicht bewiesen; im Gegenteil, daß in *allen* Drucken „sich" steht, fällt doch auch *etwas* ins Gewicht, mag Goethe dem Drucke seiner Werke gegenüber noch so sorglos und unbekümmert gewesen sein. — Wie soll man aber nach der gewöhnlichen Erklärung den Inhalt der Stelle sich eigentlich denken? Reihen die vielen Geschlechter an die (wunderbare) Kette des göttlichen Daseins sich vereinzelt oder so, daß sie auch selber eine zusammenhängende Kette bilden? Doch wohl das Zweite. Dann wäre nicht sehr glücklich das Göttliche eine Kette *genannt*, und die Menschengeschlechter müßten als Kette *gedacht* werden und wären doch vom Dichter nicht so bezeichnet. Und solche Darstellung bei dem anschaulichsten aller Dichter? Ich trage doch großes Bedenken, ohne Not ihm dergleichen schuld zu geben, finde vielmehr in den Versen den Sinn, den Schiller in seiner akademischen Antrittsrede ausdrückt, wo er von dem nützlichen Wirken spricht, durch welches der Einzelne „sein fliehendes Dasein an eine unvergängliche Kette reiht, die durch alle Menschengeschlechter sich windet." —

Das scheinbar matte und schwache „*viele* Geschlechter", woran Düntzer Anstoß nimmt, ist durchaus in dem Sinne von „*alle* Geschlechter" zu verstehen, und zwar so, daß es noch inhaltsvoller ist als alle; nicht viele *von* allen, sondern alle, welche eine sehr große Menge bilden und



Ideale, das nur im praktischen Leben liegt, nur in ihm verwirklicht werden kann, das Ideal der Güte**) mit aller Inbrunst der Seele zu umfassen und durch sein Thun und Lassen, sein freudiges Ringen und schmerzliches Verzichten, so viel er irgend vermag, an seinem Teile zu verwirklichen. Dieses Ideal der Güte nennt Goethe in seinem bekannten gleichnamigen Gedicht „das Göttliche".

Es ist im allgemeinen leichter verständlich, weil die allegorische Ausdrucksweise darin gar nicht angewendet ist, weshalb es haupt-

---

dadurch eben viele sind; denn sämtliche Individuen einer Art können an sich ja zugleich sehr wenige sein. Das Wort ist so gebraucht wie in Goethes Gedicht „Pilgernde Könige":

Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

So wird ja auch das griechische *πολύς* gebraucht. Man vergleiche Hom. Il. XVIII, 467 und Od. IX, 352.

**) In einer Rezension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (der „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung") spricht sich Goethe mit starken Worten und in sehr anschaulicher Weise darüber aus, daß künstlerisches oder wissenschaftliches Vermögen und ein besonders energisches Streben von keinem Menschen verlangt werden könne, von jedem aber, wie wenig genial und stark er auch sei, der reine Wille, das Gute nach Kräften zu verwirklichen. Die interessante Stelle lautet: „Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kotlache oder ein Spiegel der schönen Natur sein, er mag Kräfte haben seinen Weg fortzuwandeln oder siech sein und eine Krücke nötig haben, Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!" Ähnlichen Sinn hat sein Distichon:

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rate, zu Haus.

Dagegen hat Schiller in dem Epigramm „Güte und Größe" den Gedanken ausgedrückt, daß es überaus wünschenswert wäre, wenn sich ein energischer Wille und hohe intellektuelle Begabung (Größe) stets auch mit edler Willensrichtung (Güte) verbände: das Wort Tugend ist, wie öfter bei Schiller, hier in dem weiteren Sinn gebraucht, wie virtus und *ἀρετή*:

Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

sächlich darauf ankommt, die leitenden Gedanken darzulegen, ohne daß wir dabei durch Auslegung versteckterer Allegorieen aufgehalten werden. Folgendes ist also der Inhalt: Durch Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, durch zweckvolles Schaffen unterscheidet sich am meisten*) der Mensch von allen uns durch die Erfahrung bekannten Wesen, und zu dem Glauben an höhere, unbekannte Wesen werden wir durch diese Eigenschaften des menschlichen Gemütes getrieben.**) Denn gefühllos ist die uns umgebende Natur; der Verbrecher wie der Tugendhafteste genießt dieselbe Wohlthat des Sonnenlichtes; und die vernichtenden Naturereignisse ergreifen ohne Auswahl einen wie den andern. Auch das Schicksal in engerem Sinne***) verteilt seine guten wie seine verderblichen Gaben ohne Rücksicht auf Verdienst; so trifft oft dasselbe Geschick die kindliche Unschuld und das greise, von Schuld schwer beladene Haupt. Unerbittliche, eherne Gesetze herrschen über uns und unser Leben; nur der Mensch mit seinem Vermögen zu wählen und abzuwägen kann mit seinen Thaten aus dieser Kette heraustreten;****) er kann das Gute, was ein anderer

*) Das „allein“ in V. 8 ist also poetische Hyperbel. Der sittliche Vorzug ist der wichtigste. Von einem andern, dem des phantasievollen Denkens hat Goethe in dem Gedicht „Meine Göttin“ gehandelt und ihn sehr nachdrücklich als einen solchen Vorzug dargestellt. Der dritte, der des vernünftigen, begrifflichen Denkens, ist in unserm Gedichte selber wenigstens angedeutet, nämlich in V. 40 ff.

**) Man vergleiche damit die trübe, skeptische Äußerung Schillers in seinem Briefe an Karoline von Wolzogen: „Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und Euch von ihm erflehen könnte!“

***) Goethe sagt „Auch so das Glück tappt unter die Menge.“ Er will also hier unter Glück, da er es in Gegensatz stellt zu den Erfahrungen, die wir den Elementen gegenüber machen, Zufälligkeiten verstehen, die durch Menschen hervorgebracht werden. Das „Tappen“ und „Fassen“ ist nicht, wie Düntzer will, nur in bösem Sinne zu verstehen, als Thätigkeit einer „todbringenden Parze,“ sondern allgemein, in bösem wie in gutem Sinne.

****) „Vermag das Unmögliche.“ Dieses Oxymoron erklärt sich dadurch, daß man unter dem (objektiven) Unmöglichen das (subjektive) Unbegreifliche denkt. Die Freiheit des menschlichen Willens ist eins der schwierigsten philosophischen Probleme.

gethan hat, in der Erinnerung fest halten und es nach vielen Jahren noch ihm dankbar vergelten, er kann der frevelhaften That noch in später Zeit die ihr gebührende, gerechte Folge geben. Goethe bezeichnet das mit dem kurzen und nicht sogleich klaren Satze: „Er kann dem Augenblick Dauer verleihen.“ *) Der Mensch allein kann auch die ungestümen, sich selbst überlassen verderblich wirkenden Naturgewalten in ein nützliches Geleise lenken, und was von selbst ihm keinen Vorteil bringt, mit weiser bewußter Absicht guten Zwecken dienstbar machen. Sein Werk sind alle die unzähligen wohlthätigen Veränderungen, welche die fortschreitende Kultur auf der Erde hervorgebracht hat. Was so der Mensch richtend und lohnend, rettend und erfindend im Kleinen vollbringt oder vollbringen möchte, denkt er als im Großen geschehend**) von dem ewigen, gütigen Wesen, das ihm die sinnliche Erfahrung nicht zeigt, das er aber mit kindlichem, glaubensvollem Gemüt verehrt.

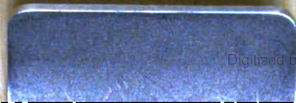
Auch Wind und Stürme also, Donner und Hagel scheinen nur einem blinden Schicksal und Ungefähr folgend ihren Weg zu gehen, in Wirklichkeit liegt ihren segensreichen und zerstörenden Wirkungen eine bewußte, gütige Absicht zu Grunde, die das Wohl des Menschengeschlechts, wenn auch durch Wege, die uns unbekannt sind, zu ihrem letzten Ziele hat.

Auf diese Absicht schließen wir aus dem in der Menschenwelt uns in seinen Motiven und Mitteln Bekannten, aus der zweckvollen Thätigkeit, der hilfreichen Handlung, der gerechten Entscheidung, der mitleidigen Gesinnung. Das ist der Widerschein des Göttlichen in der menschlichen Seele.

*) Die Worte für sich betrachtet würde man ja lieber von künstlerischen Schöpfungen verstehen (wie die Schlußverse in Rückerts Gedicht S. 89); aber der Zusammenhang läßt hier diese Auffassung nicht zu.

**) Das Wort „Vorbild“ in den Versen „sei uns ein Vorbild jener geahneten Wesen“ ist also nicht im Sinne des Ideals, des Musters zu verstehen, sondern im Sinne einer Analogie, eines Beispiels, nach dem wir uns das viel Erhabenere vorzustellen haben, wie etwa ein kleiner Bach dem, welcher einen mächtigen Strom nie gesehen hat, dazu als Vorbild dienen kann.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallschreiberstr. 34. 35.


Digitized by Google